



KPHTIKA 567

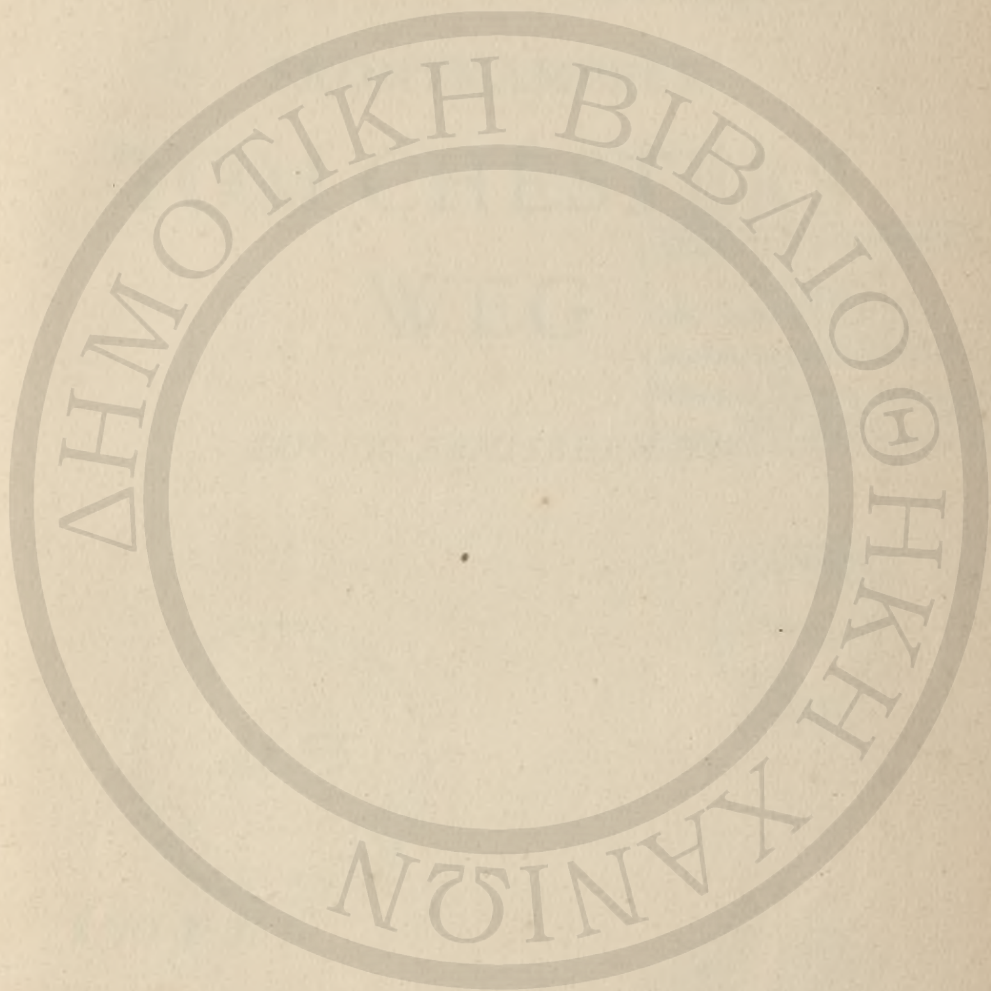
Frontkämpfer **TOM**  
**CHESTERS**  
**WEG**



*Erlebnisbericht*



FRONTKÄMPFER TOM CHESTERS WEG





*O d'epos tou polomou ajunthou  
Lou Kostas.*

ΚΡΗΤΙΚΑ 567

FRONTKÄMPFER  
TOM CHESTERS  
WEG

ΔΗΜΟΤΙΚΗ ΒΙΒΛΙΟΘΗΚΗ  
- ΧΑΝΙΩΝ -  
ΑΔΕ. άριθ. 71964  
Χρονολ. Είσαγ. 25/2/2014  
Είδικότης Μαχη Κρητικ  
Αριθ. 940.542.1 FRO

EIN ERLEBNISBERICHT

ΒΙΒΛΙΟΘΗΚΗ  
ΑΡΙΘΜΟΣ  
-4455-  
ΧΑΝΙΑ  
ΑΝΤ. ΜΑΛΜΟΥ

MALMO BIBLIOTEK  
MCMXXVII  
ÖRNEA

X XIX-V-XLV.

1941

ΔΗΜΟΣ ΧΑΝΙΩΝ  
ΔΗΜΟΤΙΚΗ ΒΙΒΛΙΟΘΗΚΗ

940.542.1  
FR0

Copyright by  
Verlagsanstalt Hohlenstein, Zürich

\*

DRUCK: DEUTSCHER VERLAG BERLIN



Liebe Leser!

Als im Zug der grauvollen Niederlage Frankreichs vor einigen Wochen wiederum wie weiland zu Großvaters Zeiten mehr als vierzigtausend Mann der geschlagenen und aufgerollten alliierten Armeen im Westen unsere Grenzen überschritten hatten und sofort ins Innere unseres Landes verteilt werden mußten, rückten auch in unser kleines Dörfchen am Sempacher See fast zweihundert Internierte ein: Nous voilà! Da sind wir! Ohne jeden Vorbericht...

Das war wirklich eine feine Bescherung: Von einer Stunde zur andern sollten unsere Gemeindebehörden alles Nötige besorgen, wobei die Sache natürlich vorerst nirgends zum Klappen kam. Denn einmal verstand ja niemand im Gemeinderat auch nur drei ganze Sätze Französisch, und von unsern Gästen sozusagen keiner Deutsch, — jedenfalls kein einziger Offizier oder Unteroffizier. Zum andern war es vorerst unsern eigenen Truppen einfach unmöglich, in jedes kleine Dorf sofort die nötige Mannschaft zu legen, um Ordnung zu schaffen. Drittens schließlich fehlte es natürlich gleich an allem und jedem: keine Kochgelegenheit, ja, den ersten Abend nicht einmal zu futtern für die rund zweihundert todmüden, hungrigen Internierten; weitaus die meisten von ihnen ohne Eßgeschirr, viele nur mangelhaft gekleidet, einige sogar krank, und so weiter und so weiter und so weiter... — was sollten wir tun?

Meine Aufgabe war es nun, auf Befehl des löblichen Gemeinderats, hier einzuspringen, da ich als einziger Einwohner

(außer dem hochwürdigen Herrn Pfarrer) genügend Französisch verstand und sprach, um einige Ordnung in den Trubel zu bringen. Unter tatkräftiger Mitwirkung unserer kleinen Ortswehr und der ganzen Dorfbevölkerung einerseits, wie auch der französischen Offiziere und Unteroffiziere anderseits führte ich also die vorläufige Organisation des Interniertenlagers Eich bei Sempach soweit durch, daß wir am sechsten Tag nach Ankunft unserer bedauernswerten Gäste der schweizerischen Wachmannschaft, als sie endlich aufzog, alles in Ordnung melden konnten. Damit war ich wieder entlassen... — Gott sei Dank!

Seither haben sich die Leute soweit ziemlich eingelebt: alles geht jetzt wieder seinen bestimmten Gang im Dorf, und nur noch selten kommt's zu irgendwelchen kleinen Schwierigkeiten. Manche unserer Internierten arbeiten bei den Bauern; andere machen ganz einfach Ferien, wie sie sagen: *Mes premières vacances en Suisse!* Einige nutzen die Zeit aus, indem sie Deutsch lernen; und sehr viele schnitzen Stöcke mit Schlangen und sonstigen Ornamenten, ... — ihre Spezialität!

Begreiflicherweise lernte ich während dieser fünfmal vier- undzwanzig Stunden und auch seither unter unsern Internierten zwei, drei Dutzend Menschen kennen, die ich niemals mehr vergessen werde!

Das gilt in ganz besonderem Maße für drei von ihnen: Nämlich ihren Truppenarzt, einen jungen Leutnant, Doktor Jean Gaubert aus Paris, der mich bei meiner schwierigen Aufgabe so prächtig unterstützte wie niemand sonst; dann den wackern Soldaten Bieler, einen treuherzigen, lieben und überaus einsichtigen Elsässer aus Straßburg; und schließlich Mister Edward Chester aus Birchington-on-Sea in der englischen Grafschaft Kent, — der einzige Engländer unter sämtlichen rund zweihundert Insassen unseres Lagers. Die übrigen waren alles Franzosen!

Dieser Edward Chester nun, das ist der Frontkämpfer vorliegenden Buches, worin ich Ihnen, liebe Leser, seine Memoiren wiedergeben will; genau wie er sie mir in langen Stunden



schreckerfüllten Rückblicks erzählt hat, und zwar auf englisch, wonach ich alles ins Deutsche übertrug. Weil er nämlich nur wenige Worte Französisch verstand, befand sich Chester in einer besonders traurigen Lage; ja mein Freund, Doktor Gaubert, fürchtete sogar ernstlich, der arme Teufel könnte nach allem, was hinter ihm lag, noch irrsinnig werden, und war deshalb aufrichtig froh, als ich mich des Boys persönlich annahm. Um so mehr, als es leider nach der leidigen Mers-el-Kebir-Affäre eine Anzahl weniger zart besaiteter Leute unter seinen französischen Kameraden für angebracht hielten, ihren ganzen hoch auflodernden Haß gegen England auf diesen hilflosen Pechvogel zu konzentrieren und ihn auf jede Weise zu schikanieren. Infolgedessen nahm ich Mister Chester schon in den ersten Tagen von den übrigen Insassen unseres Lagers weg in unser Haus und verpflegte ihn dort leiblich und seelisch so gut es ging, bis es den Bemühungen der Königlich Britischen Gesandtschaft in Bern gelang, die sämtlichen da und dort, wie es der Zufall gab, im ganzen Land herum verstreuten englischen Internierten in ein besonderes, eigenes Camp zusammen zu bekommen.

Dort wartet und hofft er nun im freundlicheren Kreise seiner Landsleute auf den Tag der Heimkehr zu seiner Frau und seinen beiden Kindern . . ., deren junges Leben vielleicht schon längst unter den Trümmern seines bombardierten Landhauses am Strand von Birchington-on-Sea erloschen ist, ohne daß man es ihm bis jetzt zu sagen wagen durfte. Ob er nämlich diese Nachricht, wenn er sie erfährt, mit heilem Verstand überstehen werde, weiß ich nicht; ich zweifle sogar ernstlich daran!

Das ist denn auch der Grund, weswegen ich mir seine Erzählung vorweg notiert habe: Diese Memoiren, diese schlichte Schilderung der grauenvollen Erlebnisse eines simplen Soldaten des einst so stolzen Königlich Britischen Expeditionskorps in Nordfrankreich und Flandern verdienen es meines Erachtens genau so gut, festgehalten und sogar veröffentlicht zu werden, wie die amtlichen Heeresberichte der kämpfenden Parteien und

die Reden ihrer führenden Staatsmänner! Auch sie sind Dokumente zur Weltgeschichte, genau wie jene, nur aus einem etwas anderen Gesichtswinkel gesehen ...

... sozusagen aus der Froschperspektive!

Eich bei Sempach (Schweiz).

Walther ab Hohlenstein.

Was ist Politik? Sogenannte Weltpolitik? . . .

Davon verstehe ich nichts, und habe mich auch niemals wirklich ernstlich damit befaßt. Mein Beruf ist der des Kaufmanns, in Baumwolle, Cotton!

Mein Vater besitzt ein großes Kontor in London; in seinem Dienste leitete ich die Niederlage in Birchington-on-Sea, Grafschaft Kent.

Dort steht auch mein Heim, ein schönes englisches Landhaus hoch über der Küste, mit freiem Blick über die ewig bewegte Nordsee hin.

Eine liebe Frau und unsere zwei Kinder sind mein ein und alles auf der Welt. Oh, ich liebe sie sehr! . . .

Das Geschäft ging immer gut: Für Tausende von Pfunden Sterlings wurden Baumwollballen gekauft und ohne große Schwierigkeiten wieder verkauft. Und selbst wenn man einmal wirklich nur mit Scherereien und nettem Verlust verkaufen konnte, so gehörte schließlich auch das zum Geschäft: Man hatte ausnahmsweise falsch getippt oder war einem gerissenen Schubbiack aufgesessen; in Zukunft also besser aufpassen, gelt!

Das ist Business, eine durchaus klare, dankbare, unterhaltensame Angelegenheit für die Zeit von Montag bis und mit Freitag abends.

Dann kommt das Wochenende. Man fährt mit dem Wagen in die North und South Downs; kampiert am Rande eines schönen Laubwalds. Oder man setzt nach Sheerness über, um dort zu bummeln, baden, fischen, was ihr wollt.

Schön ist ein englisches Weekend, . . . — oh, sehr, sehr, sehr schön sogar; Sie können sich das auf dem Kontinent gar nicht richtig vorstellen!

. . . Really very nice!

Aber Politik?

Thank you, Sir! Das soll Sache der Regierung sein, und allenfalls einiger ehrgeiziger Lords oder Parteiführer. Denn die verstehen was davon, — ich nicht!

Ich bin nur Kaufmann, in Baumwolle, Cotton; und im übrigen Zuschauer, so hie und da.

Gewiß, alle Welt und ganz besonders die Zeitungen schrien uns Tag für Tag und Schlag um Schlag die Ohren voll: Die internationale Lage wird immer schwieriger!

Die Spannung wächst!

Das nationalsozialistische Deutsche Reich zerreißt uns Seite um Seite den Vertrag von Versailles!

Oesterreich verlangt den Anschluß!

Das Sudetenland will weg von der Tschecho-Slowakei!

Danzig und der Korridor und Schlesien sollen an's Reich zurückgelangen!

Italien will Korsika, Tunis, Nizza!

Und will Dschibuti!

... Dschibuti? Das liegt doch irgendwo da hinten in der Nähe des Suezkanals, isn't it?

But, what's the matter? Was soll der Lärm?

Das ist doch alles Mumpitz, viel Krakeel um nichts!

Denn Deutschland und Italien sind außerstande, auch nur drei Wochen lang wirklich Krieg zu führen gegen die ganze Welt!...

Das weit in London jedes Kind!

Frankreich besitzt die beste aller Armeen und außerdem die Maginot-Linie; Sowjet-Rußland wird Hitlers braune Regierung innert achtmal achtundvierzig Stunden über den Haufen fegen; das Britische Weltreich verfügt über unermeyliche Reserven und beherrscht die Meere...

... was will da Deutschland machen?

Und erst Italien!

... wer ums Himmels willen auf dem ganzen weiten Erdenrunde glaubt im Ernst daran, daß Rom mit Hitler gehen würde? Das ist doch alles purer Mumpitz!

Mussolini, dieser kluge Signor Benito Mussolini weiß so gut wie Chamberlain, daß Italiens Heil und Bestes stets und einzig auf Englands Freundschaft gründet. Because Britannia rules the waves, Großbritannien beherrscht die Meere: vom nördlichen Packeis bis zur Antarktis, und vom Pazifischen Ozean rings um die Welt, bis wiederum zum Pazifik, Großbritannien beherrscht Gibraltar, Malta und den Suezkanal! Darauf aber, einzig darauf kommt's doch an. Britannia, Britannia rules the waves! . . .

Studieren wir also lieber rasch die Börsenberichte in Sachen Cotton, in Sachen Baumwolle: Was sagt Kalkutta? Welches sind die Ernteaussichten in Aegypten, im Sudan? Wie hat New York gestern abgeschlossen?

. . . Donnerwetter, zwei Vierfüntel Pence nachgelassen? Da wird ja London heute tüchtig reagieren!

Also sofort Ordre geben: 5000 Ballots first quality auf Kairo Stock, für Chester Co. Limited London! Stop!

Das ist Geschäft, das war Geschäft, Business, Sir!

. . . war wirklich wichtiger als alle sogenannte Politik! Eine durchaus klare, dankbare und sogar recht unterhaltsame Angelegenheit wie gesagt, als Apéritif sozusagen für das nächste Weekend auf Sheerness, Wight oder auch oben in den South Downs!

2.

Mit dem Rheinland ging der Teufel erstmals los, und mit der Saarabstimmung.

Dann hieß es: Extrablatt, Extrablatt! . . .

Deutsche Truppen sind in Oesterreich einmarschiert!

Italien bleibt ruhig! . . .

. . . und was sagte Downing-Street dazu? Was sagt Paris? Moskau? Warschau? Belgrad? Budapest? Prag?

Nun ja, die alle schwiegen zuerst; man wartete noch genauere Informationen ab! Dann protestierten schließlich einige beim

deutschen Auswärtigen Amte und erhielten selbstverständlich eine mehr als kühle Antwort

Also ließ es schließlich unser Foreign Office dabei bewenden; all right, dann war es wohl in Ordnung.

Laßt uns deshalb wieder den Börsenbericht studieren, in Sachen Cotton! Wie gehts und stehts?

... was? Kalkutta zieht um sieben Pence an? Und New York um sechs zweidrittel? Und Kairo? Bleibt noch ruhig? Wohlan denn, sofort Ordre: 3000 Ballots first, 21 000 Ballots second quality Sudan Cotton auf Kairo Stock für Chester Co. Limited London! Stop!

Das ist morgen eine Stange verdientes Geld; machen wir also das Geschäftchen!...

Und so ging das nun weiter... — als nächster Fall in der Tat die Tschecho-Slowakei!

Sir Neville Chamberlain flog nach Berchtesgaden, der gute Alte mit dem guten alten Regenschirm! Dann nach Godesberg! Und zuletzt nach München, zusammen mit Mister Daladier und Signor Mussolini!

Unser Lord Runciman hat's ihm geraten.

Gab es Krieg?

Nein, es gab keinen Krieg!

Mister Chamberlain und Monsieur Daladier haben endlich mit der Faust auf den Tisch geklopft und ihm gesagt: Herr Reichskanzler, so geht das nun aber nicht in Europa! England und Frankreich dulden es nicht so, verstanden!...

Gewiß, die Sudeten-Deutschen sollen abgetreten werden, wie es Lord Runciman geraten hat! Aber dann ist's Schluß, genug! Es reicht jetzt!

Europa braucht nun endlich Ruhe, Herr Reichskanzler, Ruhe, verstanden, hee!...

So sprachen Sir Neville Chamberlain und Mister Daladier zu Hitler und Göring, und sogar Benito Mussolini mußte ihnen recht geben. Das weiß in London jedes Kind!

Da, ... — damned nochmals: Nun springt plötzlich diesmal der Duce wie ein Tiger nach Albanien hinüber!

Was ist denn eigentlich los auf Euerem Kontinent, Sir?  
Alles verrückt geworden?

Da kann nun Großbritannien wirklich nicht mehr weiter stillschweigen: denn Großbritannien schützt die Freiheit der Völker! Aller Völker in der Welt! Das ist unsere Politik! So sagt's Lord Halifax, und er muß es wohl wissen, Sir! Großbritannien kann nicht mehr zulassen, daß auch nur noch ein einziger und noch so kleiner Staat in Europa drüben unterjocht wird. Es ist entschlossen, sich jedem derartigen Versuch unter Einsatz aller seiner Machtmittel entgegenzustellen.

Und Mister Chamberlain führte darauf gestützt die allgemeine Wehrpflicht ein, für ganz England!

Das war doch deutlich, oder?

Aber Hitler, ... — ohne auf Englands Warnung, auf Frankreichs Veto Rücksicht zu nehmen, packt er Danzig und den Korridor ein; marschiert er einfach mir nichts dir nichts nach Polen vor!

Nun war's genug: England hat zusammen mit Frankreich den Polen sein Wort gegeben und wird es halten!

England erklärt Hitler den Krieg, am 3. September 1939, mittags zwölf Uhr; fünf Stunden später folgt Frankreich Englands Beispiel nach.

Und England erwartet, daß nun jeder seine Pflicht tut! Also werde denn auch ich, Edward Chester aus Birchington-on-Sea, Grafschaft Kent, meine Pflicht tun, ohne lange herumzufragen, warum und wieso. Von Politik, wie gesagt, verstehe ich ja doch nicht allzu viel; nur das habe ich unterdessen immerhin herausgebracht, daß Hitlers Politik mein Business ruiniert. Wie soll man dabei ruhig bleiben? Mein ganzes Geschäft steht seit dem Kriegsausbruch so gut wie still: in Kairo liegen mehr als 40 000 Ballots Cotton am Stock, und die Preise fallen von Tag zu Tag; warum, das weiß ich nicht; first quality Sudan-Baumwolle gilt schon minder, als wir für Drittrang-Ramsch bezahlt haben. Was soll man da beginnen, Sir? Wie soll das weitergehn? Da muß doch endlich was geschehn!

Englands Business braucht Ruhe auf dem Kontinent!

Also muß man dort die gestörte Ruhe wiederherstellen und die leidigen Mistmacher endlich einmal auskehren. Das ist jetzt Englands Pflicht.

Wir werden also fechten, und wir werden siegen, — vorher gibt es keine Ruhe in der Welt, und kein Geschäft, weder in Baumwolle, noch auch sonst.

... Gott wird uns helfen! God save the King!

3.

Mit dieser Ueberzeugung, Sir, mit dieser Meinung über den Stand der Dinge habe auch ich mich unsern Militärbehörden zur Rekrutierung gestellt: am 8. Mai 1940, in Canterbury drüben!

Denn das war doch klar: wenn England ebenfalls fechten soll, dann muß es Soldaten haben, oder?

O ja, der Entschluß fiel mir nicht leicht. Denn ich bin doch verheiratet, habe zwei liebe, liebe Kinderchen, und zähle schon mehr als dreißig! Aber was wollen Sie, Sir? Die allgemeine Wehrpflicht macht schließlich auch vor dem Jahrgang 1909 nicht halt, und dann mußte ich ja doch einrücken. Also melde ich mich lieber gleich jetzt schon freiwillig, — der Sold wird besser sein, und die ganze Behandlung ebenfalls!

Zudem, innert weniger Wochen dürfte ja alles vorübergehn, — man sah es deutlich kommen: Deutschland hatte zwar Polen niedergeworfen, weil offenbar die Polen nichts taugten! Dann folgte freilich Norwegen; aber dort gab es überhaupt keine richtige Wehrmacht!

Damit war Deutschlands Kraft erschöpft und mußte innert längstens zwei Monaten zusammenklappen, sobald Frankreichs prächtige Armeen aus der Maginotlinie hervorbrachen und die Royal Air Force, die Königlich Britische Luftstreitmacht, in wenigen wuchtigen Schlägen die ganze Kriegsindustrie Deutschlands lahmlegte... — Bumm!



Das alles wußte in England wiederum jedes Kind!

Noch zwei Monate längstens... — das hieß also: bis meine militärische Ausbildung all right war, konnte der ganze Eier-tanz gerade schon vorüber sein! Im übrigen wird mir Gott helfen...

England erwartet, daß jeder, auch du, mein lieber Edward Chester aus Birchington-on-Sea, deine verdammte Pflicht und Schuldigkeit tust!

Oh, meine Frau, meine Kinder haben sehr geweint, als ich ihnen sagte, ich müßte mich melden. Aber schließlich sahen sie es ein, daß es wirklich nötig und sogar vorteilhafter war. Und sie halfen mir packen.

An alles dachte Daisy; nichts vergaß sie!

Wäsche: zwölf Khakihemden; zwölf Paar Unterhosen; fünfzig Taschentücher; je zwölf Waschlappen und Handtücher, echt schottisches Linnen; dreißig Paar Socken; drei Paar gute Herkules-Hosenträger; drei Paar gute Herkules-Sockenhalter; sieben Pyjamas, hellblaue Japanseide; einen wundervollen Schlafsack und noch irgendwelche Kleinigkeiten mehr! Dann für die Toilette: neues silbernes Rasierzeug und dazu hundert Gillette-Klingen; fünf Tuben Rasiercreme und fünf Tuben Arrow-Hautcreme; zwei große Flaschen original Eau de Cologne Farina gegenüber; fünf Tuben Zahnpasta; zwei Zahnbürsten; drei Dosen echt amerikanische Capitol-Zahnstocher; eine Haarbürste und zwei Schildpattkämme; eine Nagelschere und eine zierliche Feile; fünf Dosen braunes Schuhwachs; eine silberne Kleiderbürste...

Dazu Briefpapier und Umschläge für hundert Briefe, samt Siegellack; eine neue Swan-Füllfeder, achtzehn Karat Gold, mit eingraviertem Namen; ein neues Common-Pray-Book der Englischen Hochkirche, in Saffianleder gebunden; ein Tagebuch, ebenfalls feines rotes Leder; ein großes Fotoalbum; eine neue Kamera und zweihundert Rollfilme dazu; meine kleine Filmbox samt fünfhundert Meter Filmband; und natürlich auch Lesestoff...

... was noch? I do'nt know, ich weiß es nicht mehr! Oder doch, oh yes: Ganz zuletzt brachte mir die liebe kleine Evelyne auch noch ihren goldenen Anhänger mit dem Bilde Muttis drin... — können Sie sich's vorstellen, mein Herr, daß mich dabei etwas im Halse würgte?

Das alles wurde in fünf solide Suit-Cases von starkem Rindsleder verpackt und Dienstag, den 7. Mai 1940, morgens früh auf unsern Chrysler geladen.

Vormittags machte ich nochmals einen kleinen Rundgang durch mein schönes Heim in Birchington-on-Sea, Grafschaft Kent, an der Saint-Middles-Gate; dann fuhren wir selbviert hinüber nach Canterbury, — meine liebe Frau, die beiden Kinder und ich!

Es war ein wundervoller Frühlingsmorgen, und nur aus unwahrscheinlich weiter Ferne, Richtung Norwich, hörte man bisweilen gedämpft den Abschuß eines Fliegerabwehrgeschosses. Offenbar waren wieder deutsche Bomber von Dänemark herübergeflogen und verbrannten sich an unserer prächtigen Royal Air Force die Flügel!

Nachmittags besichtigten wir die Kathedrale von Canterbury und beteten zusammen für Englands Endsieg, für unsere Königsfamilie und Seiner Majestät Regierung, sowie für meine glückliche Heimkehr aus dem Kriege.

Dann saßen wir lange in einem Park, um zu plaudern, ganz in der Nähe der herrlichen Kathedrale.

Abends nahmen wir das Diner im Hotel und brachten die Kinder zu Bett; hierauf gingen Daisy und ich noch ins Kino gleich gegenüber.

Nach der Vorstellung tranken wir einen kleinen Drink unten an der Bar des Hotels; es war sehr gemütlich, weil einige Offiziere von ihren Erlebnissen auf See berichteten und mich sogar auslachten, als ich erklärte, wozu ich nach Canterbury hereingefahren sei: Oh, Sir, das haben Sie fein gemacht! Gerade noch rechtzeitig, um am Einzug unserer glorreichen Truppen in Berlin teilzunehmen! Das wird nämlich großartig werden...

Mittwoch, den 8. Mai 1940, — please Sir, vergessen Sie dieses Datum nicht! — am 8. Mai 1940 stellte ich mich auf dem Rekrutierungsbureau und wurde angenommen; meine Frau und die Kinder warteten draußen, — Daisy weinte wieder. Abends hatte ich meine Ausrüstung gefaßt und erhielt nochmals eine Stunde frei, um von meinen Lieben Abschied zu nehmen. Meine Koffer standen schon im Quartier.

Daisy und die Kinder waren sehr stolz auf mich in meiner nigelnagelneuen Uniform.

Um neun Uhr abends mußten wir uns trennen, sah ich meine Kleinen, meine liebe, liebe Daisy zum letzten Male.

Wissen Sie, Sir, ich bin gewiß kein Feigling und kein Waschlappen, o nein: I am a British, ich bin ein Engländer und ein richtiger Tommy mit guten Nerven. Aber damals, am letztvergangenen 8. Mai abends, als ich von meinen beiden Kitties und meinem Darling Abschied nahm, da war es mir nun doch recht schwer ums Herz, und ich mußte mich gegen die gewaltsam aufsteigenden Tränen wehren. Das ist vielleicht in Ihren Augen lächerlich, aber es ist so; nichts dagegen zu machen!

Schwermütig schlug es von der alten Kathedrale herüber: ...neun Uhr! Antreten, Chester!

Daisy fuhr mit den Kleinen nach Birchington zurück; ich dagegen wurde um zehn Uhr fünfzehn mit meinen neuen Kameraden und unserem Gepäck auf große graue Camions verladen. Und es ging los...

4.

Seit mehr als zwei Stunden fuhren sie mit uns durch die Nacht nach Westen. Wohin, wußten wir natürlich nicht. Der Soldat weiß ja nie, wohin man mit ihm fährt. Und ich war nun Soldat... — Sie glauben es nicht?

Aber es ist so, obwohl es mir selbst damals noch gar nicht klar geworden war. Vielmehr glaubten wir alle, wir wären

erst Rekruten und müßten das Soldatenhandwerk noch lernen. Doch es kam anders, ganz anders.

Zusammen mit dreizehn Kameraden und unserem Gepäck saßen wir im gedeckten Camion und erzählten uns Witze: die einen aus dem Dispatch, die anderen aus Picture Post, und die besten selbstverständlich aus eigener Kenntnis. Dann wieder sangen wir alte und neue Songs, und versuchten uns zwischen hinein zu orientieren, wo wir ungefähr entlanggondelten. Es ging, wie gesagt, nach Westen.

...Hallo, Boys: da drüben erkenne ich die Silhouette von Hastings!

Tatsächlich war das bezeichnende Stadtbild Hastings' im Widerschein der dichten Nebelmauer zu identifizieren, welche sich über dem Kanal erhebt, wenn die See ruhig und die Luft windstill ist.

Später machten wir Newhaven aus, und nicht sehr lange danach ratterte unsere Kolonne, vierundfünfzig Wagen insgesamt, in Brighton ein; dort gab es heißen Tee und Sandwichs die Menge, wie auch den ersten Fliegeralarm, welchen ich als Freiwilliger Seiner Majestät miterlebte.

Wir waren kaum in einen Unterstand gleich neben unserm Halteplatz hinter dem Hauptbahnhof verstaubt, als es draußen ziemlich toll zu knallen und rumpeln begann!

Da kommandierte einer in unsern Keller hinein: Alle Mann Gasmasken aufgesetzt!...

Oho, das hätten Sie sehen sollen, Sir!

Nachmittags waren uns diese verdammten Rüsselhauben anprobiert worden, und nun mühten wir uns erstmals damit ab, sie selber aufzusetzen, — eine ganz einfache Sache in der Theorie, praktisch dagegen sehr unpraktisch!

Immerhin, — ich bin zwar nicht der erste gewesen, aber auch nicht der letzte, dem es gelang!

Unterdessen fuhrwerkten sie draußen weiter: bald näher, bald ferner schlugen offenbar Sprengbomben made in Germany ein, die den Hafenanlagen von Brighton galten. Gerade ge-

mütlich war dieser Auftakt nicht, wenn auch harmlos im Vergleich zu manchem, was noch folgen sollte.

Nach einer guten Stunde bliesen die Sirenen Schluß der Eröffnungsvorstellung; wir streiften uns die Rüsselhauben wieder herunter und krochen auf unsern Parkplatz hinaus. Du mein lieber Sankt Patrick, — das sah ja fröhlich drein da oben: gleich einige Schritte links vorne gähnte ein tiefer Bombenrichter im Asphaltpflaster, und unten auf seinem Grunde lag das abgerissene Höhensteuer einer Spitfire-Maschine; drei unserer Camions waren ebenfalls ein Trümmerhaufen, und wir mußten ihre Besatzung samt Gepäck, soweit noch brauchbar, auf die übrigen Wagen verteilen; hinter dem achten Car sodann lag die zerschmetterte Leiche eines deutschen Piloten, — in der Rechten hielt er einen zerknüllten Stadtplan von Brighton, printed in England! Das war der erste Kriegstote, den ich mit eigenen Augen sah, — ein junger, blutjunger deutscher Pilot von höchstens zwanzig Jahren; ob er auch hübsch gewesen ist, war nicht mehr zu erkennen. Er starb im Dienste seines Vaterlandes... — wir salutierten seiner sterblichen Hülle! Das Wrack seines Flugzeugs lag jenseits des Platzes in einer Seitengasse und brannte dort noch fertig aus.

Mit fast zwei Stunden Verspätung fuhren wir weiter, immer schön nach Westen, — nun aber war die Stimmung marode. Die Witze tönnten nur noch wie Blech und verstummten bald vollends. Einer stimmte zwar noch das Tipperary-Liedchen an; doch klang auch das nur dünn und brach mitten in der zweiten Strophe ab, als plötzlich der Camion mit scheußlichem Bremsengekreische stoppte.

... Nanu, was war denn los?

Befehle kamen unwahrscheinlich hohl von vorne nach hinten: Alles aus den Cars in Deckung; Flieger!...

... Schon wieder?

Wohl eine Viertelstunde lang lag ich dann draußen im Dunkeln auf offenem Felde unter einem blühenden Ginsterbusch; doch es geschah nichts.

Oder ... — oho, jetzt kamen sie; unendlich hoch oben im Bereich der allerersten Morgendämmerung summten Motoren; das war alles, und rasch vorbei.

Neue Befehle: In die Cars zurück ...

Und weiter ging die Fahrt. Es seien, wie es nachher hieß, siebzehn Bristol-Blenheims der Royal Air Force gewesen, welche nach Brighton flogen, um dort aufzuklären.

... all right!

Wir begannen zu frieren, denn vom Kanal her wehte eine ziemlich frische Brise, und es roch nach Algen und krepiereten Fischen. Die meisten meiner Kameraden auf unserem Wagen waren eingenickt und plampten im Rhythmus seiner Schwankungen hin und her. Ich dachte einen Augenblick lang an meinen bequemen Chrysler, an Daisy und an die Kinder: Ob sie wohl gut nach Hause gekommen waren?

Draußen wurde es vorerst nur langsam heller, dann immer rascher; hie und da hörte man durch den Motorenlärm unserer Kolonne hindurch Vögel singen. Es war ja Mai, erstes Drittel Mai, Sir!

Dann schlief auch ich ein und erwachte wieder, als unser Camion in plötzlichem Uebergang auf langsame Fahrt hinunterging.

Wo sind wir? ...

... Southampton ...

Hm, — Southampton? Is it really Southampton? Wirklich? Fein! Da hab' ich doch einen guten alten Großonkel, Mister Archibald Chester-Lighton, Vorsitzender im Verwaltungsrat der Lighton Co. Limited, Frachttransporte ... Ob wir wohl hierbleiben zur Ausbildung?

Dann könnte ich ihn etwa besuchen, abends nach dem Dienst! Er mochte mich immer sehr gut leiden und hatte mich sogar schon zweimal in Birchington drüben überrascht.

Very nice, ... — fein das!

Nun hielt der Car vollends still.

Neue Befehle: Aussteigen! ... Ausladen! ...

Jeder nimmt seine Siebensachen raus!



Das war innert zehn Minuten richtig.

Wir standen in langer Reihe auf einer Rampe zwischen zwei dunkelgebeizten Baracken, aus welchen es scharf nach Teer und Heringsfässern roch. Links unten am Ende schloß die graue Bordwand eines großen Dampfers Seiner Majestät den freien Ausblick ab. Rechts oben bogen Rampe und Baracken um. Vor uns zog sich das Geleise einer Förderbahn hin, und schon kam eine Motordraisine mit etlichen Wagen angepuffert, um in der obern Kurve zu verschwinden.

Der Traktor einer zweiten Komposition hielt just vor unserem Camion an. Ein dritter Zug weiter unten.

... Gepäck aufladen! Aufsteigen!...

Damned, ... das ging ja gleich auf's Schiff!

Ooooh, — so rasch von England fort? Nicht einmal mehr Zeit, um wenigstens eine Postkarte nach Hause, nach Birchington zu senden, an Daisy, an klein Margaret und little Evelyne? Können Sie sich das vorstellen, Sir?

Und bin ich deswegen ein Feigling gewesen, daß ich nun doch ganz ernstlich dagegen ankämpfen mußte, nicht loszuheulen?

Die Sachen gingen wirklich ein bißchen gar zu rasch, Sir! Mit diesem Tempo hatte ich wahrlich bislang nicht gerade gerechnet, und meine Kameraden offensichtlich auch nicht. Denn in mancher Augen sah ich blinkend eine Träne aufsteigen, worin sich gerade die aufgehende Morgensonne so funkelnd spiegelte, als seien es Tauperlen.

Innert einer halben Stunde waren wir eingebarkt und wurden sofort zum Morgenessen befohlen. Es gab ein feines heißes Gulasch und dazu leichtes Bier, soviel wir wollten. Das wärmte uns wenigstens wieder auf.

Nach dem Essen verlas Captain Murphy den ersten Teil des heutigen Tagesbefehls:

In einer halben Stunde fahren wir ab, nach Le Havre hinüber; ihr habt fünfzehn Minuten Zeit, eure Post zu schreiben, — sie wird Punkt sechs Uhr fünfzehn eingesammelt und auf das Postoffice im Hafen gebracht. Das Schiff darf niemand

mehr verlassen. Die Ueberfahrt nach Frankreich dauert rund sechs Stunden, vorausgesetzt, daß nichts Unvorhergesehenes dazwischenfährt und Kursänderungen nötig macht. Um sieben Uhr dreißig treten die Mannschaften zur militärischen Ausbildung mit voller Ausrüstung, Gasmasken inbegriffen, auf Oberdeck an. Bis dahin seid ihr noch frei. Weitere Weisungen folgen in Le Havre vor dem Ausbarken. God shave the King!...

Wie Sie begreifen werden, Sir, ging nun ein donnerndes Gelächter durch den Eßraum unseres Kahns. Denn daß ein wohllehenwerter Hauptmann Seiner Britischen Majestät des Königs, ohne mit der Wimper zu zucken, sich zu sagen getraute: God shave statt save the King!, — das hörte sich nun doch zuuu drollig an! Und selbstverständlich stellten wir uns das sofort praktisch vor: Wie der liebe, allmächtige Gott Vater sich vom Himmel herabneigt, ein mörderlich großes Rasiermesser in seiner Rechten, um unsern hochverehrten König Georg VI. zu rasieren!...

Damit war der kritische Punkt überwunden: Wir lachten wieder und machten Späße; schrieben noch rasch einen Kartengruß an unsere Lieben, und als das Schiff punkt sechs Uhr dreißig die Anker lichtete und ausfuhr, da stimmten achthundertfünfundsechzig Freiwillige Seiner Majestät in brausendem Chor die ewig-schöne Britische Nationalhymne an: God save our gracious King...

Unterdessen wich Englands Küste, wich England, unsere herrliche Insel, old merry England, immer weiter von uns weg und hüllte sich zusehends in einen wogenden Dunstschleier, als wende sie sich trauernd von ihren Söhnen ab, die übers Meer nach Frankreich zogen.

Seither habe ich meine Heimat nicht mehr gesehen, Sir; habe seither auch keine Nachricht mehr von drüben erhalten, Sir; weiß nicht, wie's meiner lieben Frau und unsern Kindern ergeht, — nichts, nothing, Sir!

Wie lange noch?



Punkt sieben Uhr dreißig hieß es erstmals: Sammlung! Auf zwei Glieder antreten! Achtung, steht! Ruh'n...

Dann begann meine militärische Ausbildung im Detail. Leutnant Webster und Unteroffizier O'Connor erklärten uns in aller tunlichen Kürze das Ordonnanzgewehr, nahmen es vor unsern Augen auseinander und setzten es wieder zusammen, luden einen Lader Patronen ins Magazin, und entwickelten die Theorie des Schießens.

Die Sache war wirklich herzlich einfach zu kapieren: Innert einer Stunde hatte jeder der Gruppe O'Connor, und innert weitem zehn Minuten sogar jeder des ganzen Zuges Webster die paar Handgriffe los. Schießen natürlich konnten wir auf dem Schiff noch nicht. Denn nur aufs leere Meer hinauszupulvern, ohne ein Ziel, daß mich der ... — das hatte keinen Wert!

Innert einer weitem knappen Stunde waren wir auch mit der Anwendung unserer Handgranaten vertraut.

Dann kamen die allgemeinen Dinge zur Sprache: Gefechts-taktik, Deckung suchen, Verhalten bei feindlichen Tankangriffen oder Fliegerüberfällen, und so weiter. Um zehn Uhr dreißig ungefähr erschien Captain Shave-the-King zur Inspektion und war zufrieden. Wenigstens wußte er nur ganz wenig zu benörgeln und kommandierte eine halbe Stunde Ruhepause an Ort. Wir hockten also auf die Planken nieder und rauchten Zigaretten, erzählten uns nochmals die alten plus einige neue Witze, und sangen zwischenhinein: It is a long way to Tipperary...

...da, wiederum mitten in der zweiten Strophe hieß es: Achtung! Flieger aus Richtung Ost-Südost! Zehn, zwölf, fünf-zehn, zwanzig Apparate made in Germany!

Auf! In Deckung!...

Heiliger Sankt Patrick, das ging aber hurtig!

Und schon begannen oben die Geschütze der Fliegerabwehr an Bord gen Himmel zu spucken, wie besessen. Eine Minute

später hörten wir donnerndes Motorengebrüll und das Geknatter von Maschinengewehr-Aufschlägen serienweise, seitlich und oben. Bullaugenfenster zersplitterten, und in vielen Kabinen waren die Türen mit kaliberfeinen Gucklöchern versehen.

Sechs Soldaten faßten blaue Bohnen, davon drei tödlich, einer schwer verletzt durch Kopfschuß, und die beiden andern leichter; von den Matrosen hatten ebenfalls achtzehn Mann das Leben lassen müssen, und deren einundzwanzig lagen schwer verwundet auf Deck, als der tolle Angriff vorüber war.

Auf der Treppe schließlich, die vom Oberdeck ins Schiff hinunterführte, hing Leutnant Webster im Eisengeländer, mit vier Kugeln im Leibe, ... auch tot!

Draußen auf offener See dagegen trieb, Rumpf nach oben, eines der deutschen Flugzeuge hin, während dessen Pilot und Beobachter in einem Gummiboot auf unsern Kahn ruderten und nach etwa zehn Minuten eingeholt wurden: Kriegsgefangen, ... — wiederum zwei blutjunge, hübsche Leute, besonders der Pilot!

Sie kamen auf das Deck, pfletschnaß; nahmen Stellung an, und grüßten: Heil Hitler! ...

Bei dieser Gewohnheit blieben sie auf der ganzen weitem Ueberfahrt bis Le Havre, um dann dort in einem günstigen Augenblick über Bord zu gehn; wie, das weiß wohl heute noch niemand außer ihnen selbst!

Der Kurs unseres Schiffes wurde geändert: Statt schön geradeaus nach Südosten ging es nun zuerst im Zickzack südlich, bis man so nahe der französischen Küste war, daß wir die Fenster der Häuser am Ufer erkennen konnten; das heißt ungefähr auf halber Strecke zwischen Isigny und Trouville. Nun erst drehten wir nach Osten ab, immer in Sichtnähe der Calvados entlang, bis endlich etwas nach zwei Uhr nachmittags in der Ferne Le Havre auftauchte. Wir waren offen gestanden froh darüber.

Uebrigens, nebenbei bemerkt: Mit der weitem militärischen Ausbildung ist es selbstverständlich für einmal vorbei gewesen;

Hauptmann God-shave-the-King wollte nicht nochmals fünf bis zehn Mann unnötig einem neuerlichen Fliegerangriff der tollkühnen Fritze opfern.

Zwar hatte unser Schiff durch Funkspruch die Royal Air Force um Entsendung einer Staffel Spitfires zu unserem Schutz ersucht, für alle Fälle. Aber diese ließen immer noch auf sich warten, sei es, daß sie unsern Kahn nicht sichten konnten, sei es, daß sie unterwegs in einen Kampf verwickelt worden waren.

Erst während unserer Ausbootung in Le Havre donnerten sie aus Norden heran und kreisten während einer guten Stunde über dem Hafen, um dann wieder nach England hinüber ab-zuzieh'n. Auf Wiederseh'n!

Doch damit habe ich in meiner Erzählung etwas vorgegriffen, Sir, und komme auf die letzte Phase unserer Ueberfahrt zurück, . . . — vorerst die Bekanntmachung des restlichen Tagesprogramms für Donnerstag, den 9. Mai 1940! Nachdem seitens der Schiffsbesatzung die Opfer des deutschen Fliegerangriffs sortiert, die Toten auf das Hinterdeck, die Verwundeten dagegen zur ärztlichen Behandlung in die dafür bestimmten Schiffsräume hinuntergebracht, und die nötigen ersten Reinigungsarbeiten erledigt worden waren, befahl man uns zur Mittagsverpflegung in die Mannschaftsmesse.

Obwohl der Fraß ganz ausgezeichnet schmeckte, — Oxtail-suppe, Kartoffelpüree, grüne Bohnen und Kalbsbraten wurde aufgetischt; ja sogar französischen Rotwein spendierte uns die Heeresleitung Seiner Majestät!, — und obgleich wir nun doch schon ein ganz klein wenig abgehärtet, um nicht zu sagen stumpf geworden waren, blieb die Stimmung ziemlich ein-tönig: Man hörte fast nur das Knirschen und Klappern der Bestecke auf den Kommißtellern; da und dort gelegentlich ein kurzes, gezwungenes Auflachen; und aus der Tiefe das mono-tone Rollen der Schiffsmaschinen.

Seit wir längs der Calvadosküste hinfuhren, wiegte näm-lich unser Panzerkahn quer zur Fahrtrichtung leicht auf und nieder; der Wein im Trinkgeschirr machte diese Bewegung

scheinbar mit; und mein Mageninhalt offensichtlich ebenfalls, — wenigstens hatte ich so ungefähr das Gefühl danach, in der Gegend gleich unter dem Zwerchfell.

Das war das erstmal in meinem Leben, daß ich ganz leicht seekrank wurde, obwohl ich doch vor dem Kriege viele viel weitere Fahrten bei manchmal haushoch aufgewültem Meere ohne die geringste Belästigung diesbezüglich durchgestanden hatte. Es scheint, daß also doch die sogenannte Seekrankheit nicht nur durch äußere Ursachen allein ausgelöst werde!

Nach dem Essen erschien wiederum Hauptmann Murphy in der Messe und kommandierte Aufmerksamkeit für eine lange Liste aller möglichen, meistens ganz selbstverständlichen Vorschriften für die Landung in Le Havre. Ich weiß nicht mehr viel davon, außer der Hauptsache, die uns alle ausschließlich interessierte: Unsere Ausbildung zu regelrechten Soldaten Seiner Majestät sollte also gleich hinter der Front im Raum von Metz erfolgen; in Le Havre würden wir unverzüglich nach der Landung auf die Bahn verfrachtet und an unsern Bestimmungsort abtransportiert, voraussichtlich auf der Route über Amiens—Laon—Reims—Toul. Das Verlassen der Bahnwagen außer auf Befehl sei während der ganzen Fahrt strengstens verboten. In Metz dürften wir vermutlich erst nächsten Morgen gegen neun Uhr eintreffen, worauf sofort mit der Arbeit begonnen werden müsse. Es empfehle sich deshalb, die Zeit der Nachtfahrt möglichst gut mit Schlaf auf Vorrat auszunützen, damit die neuen Mannschaften beim Eintreffen hinter der Front gute Fassade machten. Bis dahin, also bis gegen Abend, sei die theoretische Ausbildung wieder aufzunehmen und fortzusetzen: Jeder Mann habe sich an den gleichen Offizier und Unteroffizier zu halten, dem er vormittags zugeteilt gewesen sei, . . . — für den gefallenen Leutnant Webster trete Sergeant Miller II ein!

. . . und so weiter noch eine ganze Menge Larifari!

Captain Murphy's Speech dauerte reichlich eine halbe Stunde, und wir wurden langsam ganz quirl im Kopf. End-

lich, endlich schien es doch auch ihm des Guten nun genug, und er schloß ziemlich unvermittelt mit seinem obligaten: God shave the King! Gott rasiere den König! . . .

Aber wir lachten nicht mehr; offensichtlich litt er an einem Sprachfehler.

6.

Unterdessen waren wir mit unserem Kahne bis auf die Höhe von Honfleur gegendelt und bogen nun im rechten Winkel nach Norden ab. Kurs genau auf Le Havre!

Alles stand wieder an Deck.

Bald hieß es zur Einfahrt in den Hafen antreten. Die Schiffskapelle stimmte an: Do, do, re, si-do-reee; mi, mi, fa, mi-re-dooo; re, do, si, dooo . . .

Darauf folgte die Marseillaise, unter deren Klängen eine kleine Suite britischer und französischer Offiziere an Bord kamen und unsere Front abschritten, etwa ähnlich, wie jeweils der König mit seinem Gefolge durch die Reihen einer Schlachtviehschau rast.

Schließlich donnerte ein vielhundert-, ja vieltausendfaches Hurra über unser Schiff und den Hafen hin, untermischt mit Victoire- und Victory-Rufen, während hoch über uns die endlich aufgetauchten Spitfire's kreisten. Das Ganze roch nach Stimmung.

Meine Armbanduhr zeigte genau siebzehn Minuten einundzwanzig Sekunden nach Drei, als ich den ersten Schritt auf's Festland setzte, in meiner neuen Eigenschaft eines Freiwilligen Seiner Majestät König Georg's VI. von England, Schottland und Irland, Kaisers von Indien und so weiter; den 9. Mai 1940, . . . — entschuldigen Sie bitte, Sir, daß ich mich wiederhole! Aber ich lege Wert darauf, diese paar Daten genau und unvergeßlich festzuhalten.

Wie uns Captain Shave-the-King angekündigt hatte, ging's tatsächlich sofort in den bereitstehenden Zug; unter dem

frenetischen Jubel Tausender von Franzosen, Zivilisten, Soldaten und Matrosen; von hübschen Mädchen reich mit Blumen beworfen, mit Zigaretten, Schokolade, Würsten und sogar mit manchem Kuß en passant beschenkt, marschierten wir stolz und siegesfreudig hinüber . . . — da gab es plötzlich lange Gesichter: man dirigierte uns in einen tristen Güterzug!

Das ist ein komisches Gefühl, mein Herr, wenn Ihnen nach Tausenden von Tarifkilometer Fahrten im Erstklassécoupé, in Schlaf- und Speisewagen, kreuz und quer durch alle fünf Kontinente, erstmals ohne jede Zeremonie zugemutet, ja ganz einfach befohlen wird, in einen Kälber- oder Kohlenschober auf vier ungefederten Rädern zu steigen: En voiture, s'il vous plait! . . .

Immerhin, genau besehen, — viel mieser als auf den Camions mit ihrem scheußlichen Auspuffgestank mochte das ja auch nicht sein, und gehörte nun eben zur Sache. Erledigt!

Keep smiling . . . — bitte recht freundlich!

Auf Unteroffizier O'Connor's Gruppe traf es einen offenen Kieswagen: ganz angenehm tagsüber; während der Nacht jedoch war's unlegbar ein bißchen kühl, ohne daß ich übertreiben will.

Zwanzig Mann stark bauten wir unsere Koffer zu Sitzreihen auf, als sie uns durch französische Soldaten und etwa hundert Matrosen unseres Schiffes nachgeliefert wurden; dann genossen wir vorderhand einmal die Aussicht auf die Bahnanlagen und den Umtrieb jenseits der Absperrungen. Es mutete uns alles ein bißchen trübselig an, trotz des überlauten Jubels rings im Runde: Victoire, Victory! . . . — auf Vor-schuß!

Da kam Sergeant Miller II daherstabeinert und meinte zu unserem Chef herauf, man könne nun die Theoriestunde wieder fortsetzen. Aber O'Connor lachte ihn aus und foppte den pflichteifrigen Römisch-Zwoo: Aspirieren Sie vielleicht auf's Staatssekretariat für Kinkerlitzchen? Wenn nicht, dann warten Sie mal ruhig ab, bis auch die Herren Leutnants beginnen!

Da zog sich Miller bescheiden, aber puterrot, auf den drittnächsten Kieswagen zurück, wo er sich den Bremersitz reserviert hielt, der bessern Uebersicht wegen.

James O'Connor aber hatte von Stund' an unsere Herzen gewonnen: Mit einem solchen Kerle mußte sich's bestimmt und ohne Zweifel leben lassen!

Er war auch wirklich ein feiner Junge: noch keine fünf- undzwanzig Jahre alt, gebürtiger Schotte von Selkirk im Hochland, aber in Sheffield aufgewachsen; von Beruf seinerzeit Vorarbeiter bei den Arbeitslosen, wie er's scherzhaft nannte, und deshalb schon seit der Septemberkrise 1938 als Freiwilliger unter den Waffen; groß und breit gebaut, und trotzdem eigentlich von fast zierlicher Figur, so daß wir baß erstaunten, als er später einmal einen französischen Nigger von wahren Herkules-Ausmaßen mit zwei Püffen ebenso kurz als bündig umlegte; im Dienst genau, wo es sein mußte, doch ohne Lärm und Übertreibung; außer Dienst der beste Kamerad, allzeit zu einem fröhlichen Spaß bereit, solange uns noch um's Spaßen war, . . . — er ruhe in Frieden, unser lieber Unteroffizier O'Connor: vor Dünkirchen hat's auch ihn erreicht; sein verdammter Nigger schoß ihn rücklings über den Haufen, so mir nichts dir nichts, aus Revanche!

Wir warteten.

Schon seit mehr als einer Stunde, — es ging bereits gegen siebzehn Uhr, und die Schatten wurden länger und länger. Da endlich fuhr auf dem nächsten Geleise von Amiens her ein Gegenzug ein, mit fröhlich singenden englischen Truppen, die auf Urlaub kamen.

. . . Hallo Boy's! How are You? Wie geht's da vorne, an der Front? . . .

. . . Oh, all right, very nice! Die reinsten Ferien: Im Westen nichts Neues! sagt der Deutschlandsender . . .

Da ruckt unser Zug an, und nochmals donnert ein vielhundertstimmiges Hurra, Victory! über die Bahnanlagen von Le Havre hin, beantwortet vom vieltausendstimmigen Victoire der Franzosen . . .

Langsam, langsam beginnt der Boden hinter uns zurückzuweichen, — noch haben wir das Schiffsgefühl im Leibe, — und eine mächtige Rauchwolke schleicht von der Lokomotive aus nach hinten. So fahren wir etwa sechzehnhundert Meter weit; dann hält das Ganze mit langem, ächzendem Gekreisch der Bremsen erstmals an.

Ein Sanitätszug von Amiens her kreuzt schief vor unserem Dampfroß das Geleise, biegt längsseits ein, und rumpelt gemächlich an uns vorbei: Durch die geschlossenen Waggonfenster erhascht man hie und da den Blick einer Krankenschwester, eines Arztes, eines sitzenden Verwundeten! Hinter dem letzten Wagen zieht eine unsichtbare Chloroformwolke einher, die uns noch bis fast nach Bolbec hinauf immer wieder in die Nase steigt, Einbildung oder Tatsache? Nicht auszumachen!

Den zweiten Halt verursachte ein blinder Alarm:

. . . Flieger! Alles aussteigen! In Deckung!

Dann wieder: Ende Gefahr! Einsteigen! Abfahren! . . .

Das war etwa sieben Kilometer außerhalb Le Havre.

Prost, wenn das so weiter ging, nur schon bis Amiens, dann langten wir bestimmt nicht mehr vor Ende Mai in Metz droben an, wenn überhaupt!

Nun begann O'Connor mit unserer Weiterbildung:

Vorerst kurzes Repetitattutorium dessen, was wir am Morgen auf dem Schiffe zwischen Southampton und etwa dem fünfzigsten Grad nördlicher Breite gelernt hatten; dann ein lustiger Vortrag über die offizielle Theorie der Herren Offiziere in Sachen Verhalten vor dem Feind; und schließlich der gutherzige Rat, es damit zu halten, wie mit einem Liebesbriefsteller: lesen, meinetwegen! Im übrigen aber vorerst einmal abwarten, bis und ob die große Liebe überhaupt kommt; dann wird's schon richtig werden. . . .

. . . Wichtig sind nur drei Dinge, Boy's: Erstens nicht unnützlich in's Blaue schießen, sondern gut zielen und ruhig abdrücken! Zweitens alleweil Deckung nehmen, und wenn ihr den Dreckhaufen erst selber hinschießen müßt! Drittens



schlafen, schlafen, soviel als irgend möglich; trinken so wenig als möglich; und trotz allem Mensch bleiben!

Das war Unteroffizier O'Connor's Theorie, und ich muß ihm heute zugestehen, daß sie uns soviel genützt hat, als Theorien in der Praxis überhaupt je nützen können; mehr jedenfalls als das meiste der offiziellen Lesart!

Endlich nach einem weiteren Alarm und Halt infolge Fliegergefahr, wobei jedoch die Herren Fridolin da droben offenbar nur Fotografien für das Album ihres Regimentsstabes haben wollten, fuhren wir unterm Einnachten in Bolbec ein, durch, und wieder aus, Amiens entgegen.

Dort war es Mitternacht.

Der 10. Mai 1940, der letztvergangene zehnte Mai des laufenden Jahres 1940 brach an!

7.

Vielleicht ist Ihnen die weltgeschichtliche Bedeutung dieses Datums ohne nähere Rekapitulationen klar, mein Herr? Also, — am 10. Mai 1940 sind in kurzen trockenen Worten folgende paar Säckelchen passiert:

Bei uns zu Hause kam der Right Honourable Mister Winston Churchill, bis dahin Erster Lord der Admiralität Seiner Majestät oder so, zur Regierung.

Hier auf Euerem verrückten Kontinent sodann erfolgte am gleichen 10. Mai 1940 Deutschlands Angriff auf Holland, Belgien und Luxemburg; deutsche Fallschirmtruppen gehen in den Niederlanden vor; über Frankreich erscheinen Görings Bomber und suchen zahlreiche Städte heim ...

... im Westen gibt's plötzlich allerhand Neues!

Das war, — ich wiederhole nochmals, Sir, — das alles war am 10. Mai 1940, noch keine vollen achtundvierzig Stunden, seit ich mich drüben in Canterbury beim Rekrutierungsbureau gemeldet und meine Sachen erhalten hatte.

Doch wir wollen ein Ding nach dem andern nehmen, fein säuberlich der Reihe nach!

Also, um Mitternacht fuhren wir auf unserem ungefederten Kieswagen mit ziemlich geräderten Knochen in Amiens ein, und waren sehr erfreut, als es hieß, das Nachtessen sei fällig. Diesen Eindruck hatten wir nämlich schon seit einiger Zeit, eigentlich schon in Bolbec gehabt.

Nun mag ja das bei uns Engländern ein Vorurteil sein; aber wir sind sozusagen von Kindsbeinen an der Meinung, Fälligkeiten müßten auf Verfallstermin auch eingelöst werden, selbst wenn es sich nur um die Kleinigkeit eines Gamellensoupers handelt. Anders die zuständigen Herren in Amiens! Denen genügte es durchaus, die Fälligkeit dieses kleinen Empfangsbanketts festzustellen; ihrer Einlösung entzogen sie sich durch die freundliche Mitteilung, aus technischen Gründen müsse unser Zug unverzüglich nach Laon weiterdampfen, und zwar im Schnellzugstempo. Ab drei Uhr morgens werde nämlich jeder zusätzliche Verkehr auf dieser Linie unterbunden. Punkt!

Captain Shave-the-King blieb ganz einfach die Spucke weg: Empört, totenbleich, am ganzen Leibe zitternd vor Wut, stand er auf dem Perron draußen vor den drei französischen Offizieren des Platzkommandos von Amiens, und suchte in seinem armen, überrumpelten Hirn die Wörter dieser verdammten French Language zusammen, mittels welcher er ihnen hätte erklären können, das sei unmöglich, — so lasse er seine Leute denn doch nicht abfertigen . . .

Da setzte sich unser Zug auch schon in Bewegung, und nur mit knapper Not gelang es unserem Hauptmann, auf den zweitletzten Wagen zu springen, statt unter den letzten zu kollern. Die französischen Offiziere aber standen stramm und grüßten militärisch.

Ei, das Tempo, welches nunmehr eingeschlagen wurde!

Unser Zweiachsen-Kieswagen hüpfte nur noch so dahin, als hätte man das Geleise von Amiens bis Laon faustdick mit Judkpulver eingerieben. Und Schlag halb zwei Uhr fuhren

wir in Laon ein, mit allerhand Hochachtung für die Verkehrssicherheit auf den Linien der Société Nationale des Chemins de Fer Français, Région Nord!

In Laon hieß es wiederum: Sofort weiterfahren, wie der Teufel, damit ihr noch vor drei Uhr dreißig bis mindestens Châlons-sur-Marne durchkommt!

Im übrigen aber waren sie da oben wenigstens so freundlich gewesen, in einer langen Reihe Kessel irgendeinen siedend-heißen Brei mit Gerste, Hafergrütze, Knoblauch, Bohnen, Rindfleisch- oder Gummihandschuh-Brocken, und noch verschiedenen weitem, für mich unbestimmbaren Einlagen bereitzustellen und uns gleich in die Wagen zu reichen. Also wieder losgefahren! . . .

Glücklicherweise hielten Wagenachsen und Geleise auch bis Reims den Run getreulich aus. Erst zwischen Reims und Châlons-sur-Marne sprangen die vier letzten Wagen aus den Schienen, humpelten noch einige hundert Meter weit über die Eichenschwellen nach, kuppelten dann los, und blieben zurück, — ob aufrecht oder das Unterste nach oben, weiß ich nicht. Von jetzt ab saßen wir, die Gruppe O'Connor, im letzten Wagen des Zuges, und versuchten mit allen Tricks der Akrobatik, unser leibliches und seelisches Gleichgewicht beizubehalten, Suppe zu schöpfen, und das endlich nur mit vieler Not Erhaschte wenigstens ungefähr in den Mund zu balancieren.

In Châlons-sur-Marne gaben wir die leeren Kessel wieder an die Frenchmen ab, meldeten den Verlust unserer vier letzten Wagen nach vorne, und begannen uns gegenseitig ein bißchen die Muskeln zu massieren.

Es hieß nämlich, wir müßten warten, bis man die vier verlorenen Wagen eingeholt habe.

Da beschlossen wir, mit Zustimmung O'Connor's selbstverständlich, für so lange aus unserer Kieswippe auf die Bahnrampe hinaus zu kriechen, in Ruhe eine Zigarette zu schmauchen, und uns vor allem ein wenig warm zu treten. Nach einer schwachen halben Stunde kam dann von hinten

Bericht, wir sollten ruhig weiterfahren, ohne uns zu über-eilen; es könne leicht sechs bis sieben Stunden dauern, bis die abgehängten Wagen freien Weg nach Châlons hinein be-kämen.

Nicht einmal unsern armen Captain Murphy schickten sie uns nach; außerdem hatten wir nun schon zum zweiten Male unsern Zugführer drangegeben: nach Leutnant Webster jetzt auch dessen Nachfolger, den eifrigen Miller zwooo auf dem Bremsersitz der zweitletzten Karre!

Das Kommando über den Transport ging an Oberleutnant Shaggys auf dem sechzehnten Wagen über: Puuuh, was hat uns dieser Kerl geärgert, bis wir ihn in Toul wieder los wurden! Auf jeder, auf der kleinsten Bimmelstation zwischen Châlons-sur-Marne und Toul mußte nun der Zug anhalten, damit zwischen sämtlichen Wagen die Kupplungen kon-trolliert werden könnten, ob sie noch hielten! . . .

Das war wirklich ein starkes Stück, Herr Oberleutnant, nachdem wir uns doch soeben an ein frisch-forsches Fahr-tempo gewöhnt hatten! Aber was wollen Sie, Sir: Er hatte den Hosenschlotter abgekriegt, und dagegen ist bei einem Ober-leutnant und stellvertretenden Captain Seiner Majestät kein Kraut gewachsen, mochte man ihn darüber seinetwegen sogar lynchen oder lebendig vierteilen.

Morgens ein Viertel vor drei Uhr waren wir in Châlons angekommen; drei Uhr zwanzig wieder abgefahren; und um sieben Uhr vierundvierzig gondelten wir gemütlich in einen Vorortbahnhof Touls ein, als machten wir eine Fahrt in's Blaue; da, Donnerwetter, bumm, bumm, bumm! . . .

. . . Das erste Bombardement von Toul begann!

Am 10. Mai 1940. . . .

O'Connor kommandierte: Aus dem Wagen! In Deckung!  
Alles liegenlassen! . . .

Längs dem Bahndamm zog sich eine duftig blühende Fliederhecke hin: Da hinein verkrochen wir uns, so rasch uns nur die Beine trugen! . . .

Noch vermochten wir am Himmel nirgends einen Plan zu entdecken. Die Bomben, welche wir hörten, bumm bumm bumm bumm, schlugen im Osten der Stadt ein; wir aber lagen im Westen. Also hatten wir Zeit genug, uns unsichtbar zu machen. Doch war anzunehmen, daß der verdammte Fliegerfritz vor Bolbec unten seinen neugierigen Regimentsschnüfflern mitgeteilt habe, es krieche da von Le Havre her ein Zug mit frischen Tommies gegen Amiens hinein und vielleicht auch weiter, etwa nach Toul—Metz—Verdun hinauf. Also werden sie uns suchen, die Schlawiner, und uns einige nette Kartätschen auf's Fell brennen wollen!

Das konnte ja sehr gemütlich werden: Oben auf der Böschung stehen die miserablen Rumpelkarren schön lang aufgereiht, wie eine Kette Würstchen; zehn Meter davon entfernt zieht sich unser weißer Flieder hin; ob da nicht doch die eine und andere ihrer Bomben nebenaus in's Gestrüpp fiel, statt in Gottes Namen, wenn's denn sein mußte, schön genau in die leeren Kieswippen und Kälberschober der Société Nationale des Chemins de Fer Français?

Was aber sollten wir anderes machen?

O'Connor hatte als erster befohlen: In Deckung! Und war wie der Teufel die Böschung hinunter gesaust; alle übrigen ihm nach! Keiner überlegte anders . . . — aber war es wirklich das Richtige?

Nun, — der Erfolg bewies, daß O'Connor ganz genau wußte, was er tat. Keine fünf Minuten mußten wir warten, als der Tanz auch über uns schon los ging. Von Norden her flog eine ganze Kette mächtiger deutscher Bomber heran, schnurgerade ausgerichtet, wie die Kandelaber in der Londoner Regent Street; und als sie über das Bahntrasse hinwegbrausten, ließen sämtliche dieser mächtigen Germanosaurier wie auf einen einzigen Knopfdruck ihren Dreck fallen.

Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben, acht . . . —

bumm, bumm, bumm, bumm, bumm, bumm! Karre um Karre da droben auf dem Damme barst in Stücke. Ganze Koffer, Waggonräder, T-Balken, Schienenstücke und ein Hagel von Geschossen kleineren Kalibers prasselte hernieder, und so mancher von uns eben frisch angekommenen Tommies blieb tot liegen, unter'm weißen Flieder, im schönen Monat Mai!

Wären wir aber noch oben in den Nordbahnkarren gesessen, so hätte man gleich eine Kollektiv-Todesanzeige nach England hinüberdrahten können: Transport vom 9. Mai ab Southampton in corpore auf dem Felde der Ehre, beziehungsweise in rund fünfzig Kieswippen zu Fleischsalat verarbeitet. God save their souls! . . .

Sie werden denken, Sir, ich rede nicht sehr pietätvoll; all right, Sie haben recht. Aber im Ernst gefragt: Wollen Sie lieber, daß ich losheule?

Wissen Sie, so ein deutscher Fliegerangriff, Marke Dornier und Jahrgang 1940, — damned, da gibt es nur zwei Auswege vor dem Wahnsinn: entweder krepieren, so oder so; falls man jedoch davonkommt, dann alles da drinnen, alles, was man Sentimentalität, Seele, oder so ähnlich nennen kann, bewußt und brutal abmurksen. Sonst ist man verloren, Sir; rettungslos verloren!

Da war unser O'Connor ein Kerl, — wissen Sie, was sein erstes Wort gewesen ist, als wir endlich nach fast zwei Stunden bangen Wartens aus dem Busche kriechen konnten? Have you seen, boys, habt ihr's gesehn, Jungens, wie die verdammten Fritze auf den Zentimeter genau Dreck lassen? Das sind entweder nur noch Maschinen, Automaten, Roboter; oder wenn es wirklich Menschen sein sollten, die da oben solche Tänze machen, dann hol mich der Teufel, dann ist ihr Chief, dieser verdammte Göring, der größte Tierbändiger aller Völker und Zeiten!

Im übrigen soll ihn das Zipperlein befallen. . . .

Item, — so war's vor Toul, Sir; am Morgen des 10. Mai 1940 um sieben Uhr vierundvierzig und folgende . . .

Wissen Sie, was von unserem ganzen Kieswagen-Pullman übrig geblieben ist? Nun, der letzte Wagen, und im letzten Wagen das ganze Gepäck der Gruppe O'Connor. Alles andere war restlos alle. Ganz nett für den Anfang, nicht wahr, Sir? Und aus dem weißen Flieder zogen wir dreiundvierzig tote Kameraden hervor, unter ihnen auch den wackeren Oberleutnant und stellvertretenden Captain Seiner Majestät, Oliver John Shaggys aus Llanfair in Wales; ferner Sergeant Miller III; Leutnant Sir Thomas Raleigh aus Warwick-on-Avon; Leutnant Edward Dunhill aus Swindon; Leutnant McBoylagh aus Enniskillen, Nord-Irland; Sergeant Houston Smith aus London-Bromley; und schließlich den Freiwilligen Seiner Majestät Patrick Walt Cooper von der Gruppe O'Connor im letzten Wagen unseres Zuges. Schwer verletzt wurden ein- oder zweiundachtzig Mann; die Leichtverwundeten haben wir nicht gezählt. Leicht verwundet aber waren sämtliche Ueberlebenden, auch ich, Sir!

Und damit ich's nicht vergesse: Unsere militärische Ausbildung hat mit ebendieser kleinen Übung im Deckungsuchen, Blessierte zusammenschleppen, Tote begraben, und was es sonst noch alles zu tun gab, ihren Abschluß gefunden, ebenfalls am 10. Mai 1940, mittags kurz vor zwölf Uhr. Denn da teilte uns der neue Captain-Stellvertreter, Leutnant Stewart Freeman, in aller Kürze mit:

Kameraden, Unteroffiziere und Soldaten!...

Die deutschen Truppen sind heute morgen in Holland, Belgien und Luxemburg eingedrungen. Wir haben Befehl, sofort mit allen uns zur Verfügung stehenden Machtmitteln an Mannschaft und Material den drei angegriffenen Staaten zu Hilfe zu eilen. Sämtliche Truppen Seiner Majestät, die sich schon auf französischem Boden befinden, stehen unverzüglich der Obersten Heeresleitung der Alliierten Mächte und ihrer Verbündeten zur uneingeschränkten Verfügung. Alle sogenannten Ausbildungscamps sind mit sofortiger Wirkung aufzuheben und ihre Mannschaften in den aktiven Felddienst vor dem Feinde überzuführen, unter tunlichster Berücksichti-

gung ihrer bereits erlangten Fähigkeiten. Um drei Uhr fünfzehn fahren die nötigen französischen Heeres-Lastwagen heran, um die Ueberreste unserer Ausrüstung und die Mannschaften, soweit sie feldtüchtig geblieben sind, unverzüglich an die Front zu bringen. Bis dahin seid ihr frei; doch darf niemand das Bahnhofareal verlassen. Es empfiehlt sich, genügend zu essen, — die Verpflegung wird in einer Viertelstunde eintreffen! — um unter Umständen bis morgen mittag durchzuhalten. Die Herren Offiziere und Unteroffiziere stehen noch zu meiner Verfügung. Für die Mannschaften dagegen: Abtreten!...

... Donnerwetter, der macht's schneidig!

Denn, wissen Sie, Sir: ein wirklich schneidiger Offizier gefällt den Soldaten immer, besonders aber in wirklich ernsten Lagen, und flößt ihnen Vertrauen ein, viel mehr als so marode Waschlappen oder hochfahrende Gigerlgirls! Etwas verdutzt, fast betreten blickten wir uns an; der eine schob seinen Stahlhelm in den Nacken, der andere auf sein linkes Ohr, je nach Temperament ... — allen aber war es klar: Eine schöne Schwette das!

... Wenn meine arme Daisy wüßte!

9.

Fünf Minuten später entließ Leutnant Freeman auch die Offiziere und Unteroffiziere: Er hatte die Mannschaften neu unter sie verteilt. O'Connor erhielt jetzt den ganzen Zug Webster, beziehungsweise Miller II, und außerdem auch noch die übrig gebliebenen Leute des Zuges weiland Leutnant Raleighs, der die schwersten Lücken aufwies, weil just an der Stelle, wo sie lagen, zwei Wagen über die Böschung hinunter und direkt in sie hinein geschleudert worden waren.

O'Connor rief uns rasch zusammen und sagte nur:

Boys — die armen Teufel Leutnant Raleighs kommen zu uns; ihr begreift es, denke ich, daß ihnen der Schreck ziemlich arg in die Knochen gefahren sein wird; Raleigh war ohnedies



nicht gerade der Mann, sich rasch Vertrauen zu erwerben, auch wenn er's stets herzlich gut meinte. Nun ist das immer so: Haben wir zwei Soldaten, von denen der eine schlapp macht, der andere nicht, dann dauert es einen Tag, und was ist geschehen? Entweder sind jetzt beide schlapp, oder dann sind beide wieder oben! Ich nehme an, ihr versteht mich, was ich meine Boys! Im übrigen, — seid ihnen gute Kameraden, und helft ihnen auch ein bißchen mit eueren Sachen aus; denn ihr habt doch ein schlechterdings sündhaft - unverdientes Marzipanschweinchen gehabt mit eueren vornehmen Suit-Cases, was? — (Das war offenbar ein wenig auf mich gemünzt, Sir!) — Also: Kann ich auf euch zählen, Boys?

... Yes, Chief! Jawohl Chef ...

Da kamen auch schon die Ueberlebenden der Gruppe Leutnant Raleighs angeschlichen, wie eine Prozession Weinbergschnecken. Arme Teufel ...

Aber oho, das ließ O'Connor nicht gelten:

Hallo, was ist mit euch los? Knieschnapper? Da wollen wir gleich ein gutes Mittel dagegen anwenden: Wettlauf um eine Pulle Whisky! ...

Das Ziel ist die letzte Kandelabersäule dort hinten in der Ecke des Platzes; hin und zurück; zum Start bereit, ... — one, two, three, los!

Und sie da, alle Mann rasten wie toll über den Platz! Ein langer Kerl, — Long Osland nannten wir ihn sofort! — berührte als Erster den Kandelaber, flog jedoch unter'm Rückweg auf den Rand, und die Pulle fiel dem kleinen, flinken Antony Short zu.

Kannst sie dir gleich da drüben in irgendeinem Saftladen holen, — hier hast Klang! Aber nachher nicht alleine saufen, die andern sind ja auch darum gelaufen! Und vorher noch bei Leutnant Freeman um Erlaubnis fragen; die Budiken da drüben gehören nicht mehr zum Platz! Hau ab!

Damit hatte O'Connor auch die Herzen der Leute Leutnant Raleighs im ersten Anhieb gewonnen, und wir begrüßten einander mit lautem Allegro.

Dann kam das Essen ... — französische Militärküche! Nicht zu verachten, im Gegenteil: darauf verstanden sich die verdammten Poilus aus dem Effeß, ... — machten dir aus zwei Pfund Nothing ein fashionables Diner!

Ja sogar neue Gamellen und Schöpfel hatte uns die aufmerksame Intendantur von Toul herübergeschickt, in der richtigen Annahme, daß es diesbezüglich nach der argen Kartätscherei auf unsern Kieswagen-Pullman wohl nicht mehr zum Besten bestellt sei.

Befehlsgemäß Futterten wir ganz ordentlich, und manches Ceinturon bekam ein neues Steckloch für die Schnallennadel, ganz zu äußerst an der Riemenspitze. Auch das meinige; habe es aber seither nie mehr gebraucht!

Dann legten wir uns auf den Rand: Einige begannen ein wenig zu dösen, andere zählten am Himmel die Zirruswolken, oder hörten zu, wie wieder faule Witze die Runde machten. O'Connor schließlich repetierte für seine Neuen nochmals rasch die drei Hauptpunkte seiner Theorie: Erstens nicht ins Blaue schießen, sondern genau zielen und so ruhig abdrücken, wie man daheim den Kassenschrank zuschließt; zweitens alleweil gut Deckung suchen, und wenn's unter einem Weinhaß-Spundloch ist; drittens schlafen soviel als irgend möglich, aber immer nur in der Freizeit; trinken soviel wie ein Baby verträgt, keinen Tropfen mehr; und trotz allem immer daran denken, daß wir Menschen ... sein sollen, Menschen des 20. Jahrhunderts, und dazu erst noch Engländer! Also keine Gemeinheiten machen, selbst nicht gegenüber den Fritzen ...

Die goldene Maiensonne brannte ordentlich heiß auf unsern Platz herunter und machte schläfrig.

Ich lag längelang irgendwo auf dem harten Pflaster und dachte so irgend etwas nach, ohne selbst genau zu wissen, wie ich von einem Thema zum andern kam. Schließlich waren meine Gedanken wieder in Birchington, an der Saint-Middle-Gate, bei den Meinigen, und ich weiß nicht: Diesmal hatte ich gar keine Mühe, die leise aufsteigenden Tränen sofort zu unterdrücken, ... — sie waren sicher noch nicht einmal bis in den

Hals hinauf gelangt. (Denn nach einem alten irischen Sprichwort sind Tränen aufquellendes Herzwasser!) O'Connor half mir über alles hinweg, nur so durch seine Art, sich zu geben, und stets die Ruhe selbst zu bleiben; ob er wohl für sich ebenso leicht an allem trug, wie er's uns ändern machte?

Und ein solcher Prachtkerl war „Vorarbeiter bei den Arbeitslosen“ gewesen?

Nun, er wird auch dort seinen Mann gestellt haben, genau wie jetzt und hier bei uns! Die Aufgabe war vielleicht sogar ähnlich, nur noch schwerer . . . — schade um den feinen Kerl! Das hätte mir nach dem Krieg der Personalchef unserer Firma werden müssen. Einen bessern Mann für diesen Posten würde ich wohl niemals mehr und nirgends finden.

10.

Punkt drei Uhr fünfzehn ratterten tatsächlich die französischen Heeres-Lastwagen daher; innert fünf Minuten waren wir mit dem kläglichen Reste unserer Habseligkeiten und Ausrüstung verstaubt; und fort ging's, durch die nördlichen Quartiere Toul's auf die ziemlich abseitige Straße über Les-Quatre-Vents zur Mosel hinüber, an deren linkem Ufer kurz vor Dieulouard wir wieder auf die große Route gelangten, welche von Nancy nach Metz hinunterführt. Aber schon vor Pont-à-Mousson verließen wir sie leider und blieben auf dem linken Moselufer. Über Arnaville holperte unsere Kolonne in einer dichten Staubwolke langsam vorwärts bis zu einem mittelgroßen Dorfe, . . . — da hieß es: Halt! Nach rund sechzig Kilometer seit Toul!

Noch etwa eine Viertelstunde Fahrt, und wir wären in Metz angelangt; aber wiederum wollten es die Franzosen anders: Es sei absolut unmöglich, — Metz liege seit dem frühen Morgen unter dem Feuer immer neuer deutscher Fliegerangriffe, und so weiter, eine lange Erklärung! Entweder mußten wir zurück, bis auf die Höhe von Pont-à-Mousson, um von dort

aus über Saint-Mihiel, Verdun, Stenay, Sedan die belgischen Ardennen zu gewinnen, oder wenn wir schon mit Teufels Gewalt nach Metz hinein wollten, dann sollten wir gleich hier nach links abschwanken, nach Gravelotte hinüber, — von dort aus konnten wir dann ja weiter sehn! And so on . . .

Schließlich bekam unser Chef, Leutnant Stewart Freeman, die lange Debatte satt; er signalte nach hinten, die Mannschaft solle aussteigen, sich etwas verpflegen, und im übrigen warten. Unteroffizier O'Connor wurde zusammen mit einem französischen Oberleutnant nach Metz hinein gesandt, um dort klare Befehle einzuholen; denn die Franzosen, welche uns aufgehalten hatten, kamen ihrerseits von Nancy herunter und wußten alles nur vom Hören-Sagen!

So rasteten wir eine gute Stunde in Ars, aßen etwas Zwieback, tranken Wasser ab der Röhre, und versuchten uns mit einigen Einwohnern zu verständigen, um Nachrichten zu erhalten: Welches war die Lage an der Front? Hatte der deutsche Einbruch Erfolg gehabt? Wurde schon gekämpft? Wo gingen die Engländer vor?

Ein junger Mensch von kaum sechzehn Jahren erzählte in groben Zügen, daß Churchill eine neue Regierung bilde; daß Island angeblich durch britische Truppen besetzt werden solle; und daß die drei angegriffenen Staaten Holland, Belgien und Luxemburg seitens der Französischen und der Königlich Britischen Regierung sofort jede Hilfe zugesagt erhalten hätten, — der Befehl an die seit langem für diesen Fall bereitstehenden motorisierten Spezialtruppen sei noch gleichen Morgens ergangen: Vor! En avant! . . .

Da schrien wir Hurra, Victory! Wir werden an den Rhein und an die Ruhr marschieren, und innert vierzehn Tagen haben wir die Deutschen kurz und klein geschlagen!

Das war in Ars vor Metz.

Endlich kamen O'Connor und der französische Oberleutnant zurück und brachten für uns Befehl, unverzüglich auf dem Umweg über Gravelotte, Jarny, Briey und Havange gleich nach Thionville hinunterzufahren.

... Einsteigen! Los! Adieu Ars ... — Hurra!

Der Weg bis Gravelotte war scheußlich; derjenige von Jarny nach Briey scheußlicher; am scheußlichsten aber das Stück nach Briey bis kurz vor Thionville, — meistens eher ein ausgetrocknetes Dorfbachbett, als ein Verkehrsweg für Motorfahrzeuge mit Vollgummireifen.

In Thionville herrschte ein grausiges Durcheinander: Zahlreiche Straßen waren überhaupt unpassierbar; eine Masse Häuser zusammengeschoßen; die französischen Truppen anscheinend auf dem Punkte, sich zurückzuziehen, ... — für uns demnach der denkbar günstigste Augenblick unserer Ankunft! Que voulez vous ici, merde alors?

Noch bevor wir richtig wußten, daß wir uns tatsächlich in Thionville befanden, waren wir durch einen französischen Hauptmann um einige Ecken herum wieder aus der Stadt hinausgeleitet und auf die Straße nach ... — ausgerechnet nach Havange und Briey gestellt, woher wir doch soeben anrückten: Fahren Sie durch Etain, und wenn irgendmöglich nach Verdun hinüber; dort ist am ehesten Platz für euch, — wir werden den Kommandanten verständigen!

Gute Fahrt, Kameraden! Au revoir ...

Also dann eben nach Verdun! sagte Leutnant Freeman, und wenn möglich gleich weiter über Stenay und Sedan, über die Ardennen ins belgische Luxemburg hinein, zu unsern übrigen Landsleuten! Denn Gort, unser Oberbefehlshaber, rückt seit heute morgen mit aller Kraft nach Belgien vor, um den deutschen Einmarsch spätestens an der Ourthe und am Albert-Kanal zu stoppen. Dort ist unser Platz, nicht hier oben bei den kopflosen Franzosen ...

In einem höllischen Tempo raste unsere Kolonne wieder zurück, das ganze Bachbett von Havange bis Etain hinauf, wo wir abends kurz vor neun Uhr anlangten.

Hier erwartete uns Befehl aus Verdun, noch in der gleichen Nacht hereinzukommen, je rascher, desto besser!

Also weiter! — endlich wieder auf guter Straße, wenn auch stark behindert durch gewaltige französische Truppentransporte

in Richtung Metz, so daß wir für die knappen fünfundzwanzig Kilometer nach Verdun hinunter volle zweieinhalb Stunden benötigten.

Kurz vor Mitternacht auf den 11. Mai rückten wir in Verdun ein und wurden für etliche Stunden in einem rückwärtigen Fortwerk verstaubt. Entgegen aller Erwartung gab es sogar noch ein vorzügliches Nachtessen, und dazu guten Wein aus der Gegend. Darauf konnten wir uns auf Pritschen legen, und schliefen umgehend ein. Kaum zehn Minuten später freilich schreckte uns ein Bombeneinschlag in nächster Nähe schon wieder auf: Die meisten, auch ich natürlich, schossen hoch und ab den Pritschen, um in Fliegerdeckung zu gehen! Erst im zweiten Momente mußten wir loslachen: Bessere Deckung als unsere Unterkunft in diesem Fort konnte uns ja nicht einmal ein Weißer-Flieder-Busch bieten! Die Kartätscherei draußen dauerte einige Minuten an und war noch nicht vorüber, als es schon wieder in allen Ecken friedlich schnarchte: chhchhchhchhchhchhchh . . . Das waren meine Erlebnisse am 10. Mai 1940, Sir!

## II.

Auf! Antreten! Aber rasch! Aaaaber rasch! . . .

. . . Na jaaa, ich komm ja schon, murrte Leslie Wood in der Pritsche gleich über mir; denn offenbar war er's so gewohnt zu Hause, in Siebeneichen, Sevenoaks, Grafschaft Kent!

Jetzt sind wir aber in Verdun, mein Lieber, und im übrigen Freiwillige Seiner Majestät; das macht zwei kleine, feine Unterschiede aus, verglichen mit letztem Samstag, heute vor acht Tagen, wo du wohl dein Weckend damit einleitetest, daß du bis morgens halb elf Uhr von deiner Dulcinea Sweetheart träumtest! . . .

Es brauchte wirklich allerhand, bis Leutnant Freeman seine Freiwilligen zum Tagesbefehl in einer Reihe hatte; gerade sehr freiwillig ging's bei manchem nicht!

Dann aber horchten wir auf.

Kameraden! Unteroffiziere und Soldaten!

Es tut mir leid, daß ich euch schon wecken mußte; aber es geht nicht anders: Wir werden sofort ausrücken, will sagen in einer Stunde! Bis dahin alles bereit machen! Und besonders wichtig nach wie vor: Gut futtern! Das Frühstück wird euch gleich serviert, — die guten Poilus in der Küche haben für uns auf ihren Schlaf verzichtet, damit wir nicht mit leerem Magen aus Verdun abziehen müssen.

Punkt vier Uhr dreißig geht's weiter, und zwar über Sedan, Bouillon, Marche, nach Lüttich, zu unsern Leuten und zu den Belgiern, an den Albert-Kanal!

Abends schätzungsweise neun Uhr werden wir in unsere Stellungen einrücken, und morgen, am Pfingstsonntag also, da könnt ihr dann ausruhen!

Die Situation ist in groben Zügen bis jetzt folgende: In Holland und Belgien wurden fast sämtliche Flugplätze bombardiert, und deutsche Fallschirmjäger gehen auch hinter den Fronten nieder. Wir können also plötzlich schon auf dem Wege angegriffen werden!

Auf der Erde ist es den Deutschen nirgends als in Luxemburg gelungen, mehr als zwei drei Kilometer über die Grenzen vorzudringen; unsere belgischen und holländischen Kameraden schlagen sich glänzend und werden den Gegner aufhalten, bis unsere Hilfe kommt!

Die Deutschen haben auch zahlreiche französische Städte mit Bomben belegt, — ein kleines Muster erlebten wir ja vorgestern selber mit, vor Toul, . . . — oder nein, das war gestern, nicht?

Allright, gestern war es, in der Tat!

Im übrigen aber wagen es die Deutschen nicht, gegen Frankreich, gegen die Maginotlinie vorzugehen.

In Holland und Belgien haben sie am ersten Tage ihres Angriffs mindestens sechzigtausend Tote zu beklagen, und mindestens die doppelte Anzahl Verwundete. Ebenso verloren sie bis abends neun Uhr insgesamt mehr als siebzig Panzerwagen und fast hundert Flugzeuge.

Ihr seht also: Der Anfang, — und auf den Anfang kommt es psychologisch sehr viel an, — der Anfang ist unserer gerechten Sache und unsern Verbündeten günstig.

Der Deutschlandsender allerdings berichtet seinen Hörern von erheblichen Erfolgen . . . — aber das ist alles nur Propaganda Marke Joseph Goebbels, für den inneren Gebrauch; sie wird innert weniger Tage an ihrer eigenen Unwahrheit zusammenbrechen, und damit dem deutschen Volke bald genug die Augen öffnen. Ihr werdet's erleben!

Und nun, Boys, denkt an Nelsons Devise: England expects, England erwartet, daß jeder seine Pflicht tut!

God save the King! . . .

Hurra, on the Rhine, an den Rhein, und weiter, weiter, immer weiter nach Germany hinein! . . .

So schrien wir begeistert, während Leutnant Freeman hinausging, und wir uns sofort daran machten, unsere Sachen, besonders aber das Eßgeschirr bereitzuhalten.

Als Frühstück gab es guten Kaffee, Brot, Wurst, etwas Käse, und sogar Butter, soviel wir wollten. Darauf erhielten wir noch jeder eine Doppelration Zwieback, zwei brand-schwarze Rauchwürste, Zucker, und für jede Gruppe einen kleinen Eimer süße Gurken auf den Weg.

Punkt vier Uhr dreißig fuhren wir los, durch das noch stille Verdun hinaus auf die gute Heerstraße nach Stenay. Aber schon vier Uhr fünfunddreißig verdarb uns ein deutsches Bombengeschwader die fröhliche Stimmung, indem es uns so viel Dreck auf die Hauben setzte, daß insgesamt siebzehn Camions mit Mann und Maus in die Luft flogen und weit neben der Chaussee im Felde draußen niedergingen; mit Ausnahme von dreiundzwanzig Mann alles mausetot. Auch Leutnant Stewart Freeman.

Dabei war es doch noch ziemlich dunkel, und an ein genaues Zielen gar nicht zu denken.

Tatsächlich flogen die Fritze ruhig west-südwestwärts weiter, ohne sich um unsere Kolonne eingehender zu kümmern, so daß man glauben konnte, sie hätten es einfach auf die Straße



zwischen Verdun und Bras abgesehn gehabt. Auch weiter unten, vor Dun-sur-Meuse und kurz außerhalb Mouzay wies sie, wie wir noch sehen sollten, mehrere böse Treffer auf, so daß wir jeweils gezwungen waren, mit dem Reste unserer Kolonne in's Feld hinaus zu fahren.

Das Kommando übernahm jetzt Leutnant Joe James Lurching aus Richmond, der sogleich unsern Unteroffizier O'Connor zu seinem Nachfolger bestimmte, für den Fall, daß es auch ihm langan würde. Denn die beiden übrigen, noch verbliebenen Leutnants Walt Bright und Thomas Aden waren so schwer verwundet, daß man für ihr Leben fürchten mußte. Sie wurden mit den andern Ueberlebenden der siebzehn getroffenen Cars nach Verdun zurückgebracht.

Dann fuhren wir weiter, mit scharfem Tempo, um die langsam weichende Dunkelheit noch möglichst auszunützen. Genau mit Sonnenaufgang erreichten wir Stenay, und eine Stunde später, um sechs Uhr morgens, lag Sedan vor uns. Das war also abgesehen von unserem Pech ob Bras sehr gut gegangen. Hoffentlich hielt es an?

In Sedan hatten uns einige hohe französische Offiziere erwartet und sich von Leutnant Lurching kurz Bericht erstatten lassen, als aus der entgegengesetzten Richtung gerade ein französischer Meldefahrer mit ordentlichem Motorengeknatter auf den Platz fuhr und ihnen einen Zettel brachte: Statt wie ursprünglich vorgesehen über Bouillon und Marche nach Lüttich sollten wir nun auf dritt- und vierklassigen Nebenstraßen über Pussemange, Houdremont, Bièvre, Beauraing vorerst nach Dinant, und darauf, falls unterdessen kein anderer Befehl ergehe, dem linken Maasufer entlang über Yvoir-Annevoi-Wépion nach Namur in Belgien einrücken, um die Hauptlinie Bouillon—Marche nicht zu belasten; dort rückten nämlich immer noch bedeutende Kolonnen der französischen Armeen vor!

Bis gegen sieben Uhr vermochte sich unsere Schlange durch das Tohuwabohu in Sedan hindurchzuwinden und auf dem angewiesenen Wege gegen die belgische Grenze zu verschwin-

den, als hinter uns auch schon der Lärm eines schweren Bombenregens auf die gerade verlassene Stadt ertönte. Die verdammten Fritze schienen also den Angriff auf die französischen Städte auch heute fortsetzen zu wollen?

Dachten sie am Ende ernstlich daran, hier in diesem Winkel, wo die eigentliche Maginotlinie aufhörte, den Einbruch nach Frankreich zu versuchen?

Das wäre ja geradezu wie gewünscht: Oben die Maginotlinie von Genf und Basel bis nach Montmédy; unten die unüberwindlichen Stellungen Belgiens, verstärkt durch unser englisches Expeditionskorps; das gibt eine wundervolle Schere für die vorwitzigen Fridolins, wenn sie bei Sedan die Nase nach Frankreich hineinstecken sollten!

...so wenigstens erklärte uns Leutnant Lurching, der seit Sedan auf unserer Karre fuhr, die ganze strategische Lage, wie er sie sah; und wir mußten ihm natürlich durchaus recht geben ... — warum denn nicht?

12.

Glich bis dahin unsere krause Zickzackfahrt seit Toul durch Maas-Lothringen und die nördliche Champagne ungefähr den Faxen eines leicht verstörten Ziegenbocks, so wurde sie nun zu einem wahren Triumphzug vom Augenblicke an, da wir die belgische Grenze passierten. Man begrüßte uns in den abseitigen Dörfern als die sehnlichst erwarteten Befreier und Helfer!

Diese Begrüßung fiel hier auf dem Bauernlande draußen, weit abseits der großen Haupt-Einmarschstraßen, vielleicht etwas bescheidener aus als in den süd- und west-belgischen Städten, wenigstens was den Lärm und Jubel und den Andrang der Bevölkerung betrifft; dafür aber um so handfester in Form von allerhand echt wallonischen Fressalien nach Bauernart: Feine Schinken gleich am Stück! Großartige Wurstsachen gleich in ganzen Kränzen! Bauernbrot in schweren,

gewichtigen Laiben, ganz und halb! Bauchige Krüge voller großartigen Weins und Biers! Dralle bunte Stoffsäcke mit Apfelschnitzen, gedörrten Birnen, Pflaumen, Aprikosen, Rosinen, Nüssen, und andern Genüssen, eine tolle Sache! Die wallonischen Bauern und ihre Töchter, wahrhaftig, die wußten, was sich gehörte! . . .

Wir waren daher sehr rasch darüber versöhnt, daß man uns auf diese Seitenwege gewiesen hatte, und lachten uns eins in's Fäustchen über die dummen Fritze in ihren brummenden Germanosauriern da droben, die keine Pflaumen und Schnitze kriegten; und noch viel weniger eine Kußhand von den drallen Dirnen zu Pussemange und Houdromont, Bièvre oder Beauraing, allüberall zwischen Sedan und Dinant!

Allerdings verzögerte sich bei diesen Empfangsaufläufen die rasche Fahrt, so daß wir erst gegen Mittag nach Dinant hinunter kamen. Aber ob wir drüben auf der Hauptchaussee Bouillon—Marche—Lüttich oder Charleville—Rocoi—Givet wirklich rascher vorwärts gekommen wären? . . . — kaum!

In Dinant befahl Leutnant Lurching Mittagsrast: Auf dem schönen Platz vor der Kirche war soeben eine französische Kolonne, welche kurz vor uns aus Givet einrückte, auch schon wieder abgezogen, um in den Raum zwischen Ourthe und der deutsch-belgischen Grenze vorzugehen; dadurch erhielt unser Detachement einen schönen Abstellplatz und die Möglichkeit, ohne jede Behinderung des französischen Vormarsches auf der Linie Givet—Dinant—Lüttich dessen fast ununterbrochene Nachschubkolonne zu kreuzen, um nach Namur zu gelangen.

Selbstverständlich wurde sogleich allerenden gefuttert: Vorrat besaßen wir ja nun genügend, ohne daß wir erst besonders zu fassen brauchten; außerdem brachten uns die Frauen und Kinder von Dinant sofort eine hervorragende heiße Bohnensuppe mit Zutaten daher, und auch gutes Bier war zur Genüge da. Bezahlung wurde abgewiesen.

Ebenso sehr interessierten wir uns selbstverständlich für neue Nachrichten, und waren geradezu erstaunt über die ver-

rückten Widersprüche, welche da herumgeboten wurden. Die einen wollten wissen, daß Holland schon sozusagen erledigt und selbst das flämische Belgien bis dicht vor Brüssel hinein besetzt sei, während sich die Gebiete mit wallonischer Bevölkerung außer Eupen und Malmédy fest in alliierter Hand befinden sollten. Ja, in Luxemburg hätten die Deutschen sich sogar so blutige Köpfe geholt, daß sie zurückgehen mußten, — ob es sich dabei um Belgisch-Luxemburg oder um das Großherzogtum handle, war freilich unklar. Andere berichteten überhaupt, die Deutschen seien in Holland und Belgien bis über ihre Grenze zurückgetrieben worden; ja, Aachen, Trier, Gladbach, Krefeld, Bochum und Emden wären von den siegreichen Armeen der Westmächte seit heute Sonntag morgen besetzt und in Köln, auf beiden Türmen des Domes, wehe die belgische Flagge; so hätten es selbst die Deutschen Reichsender zugegeben!

...Hurra! Was wohl Mister Joe Goebbels dazu sagen mochte, daß er seine gestrigen Siegesmeldungen schon abblasen lassen mußte?

Und es dauerte nicht sehr lange, so sangen wir laut unser lustiges Lied, wonach wir unsere Wäsche an die Siegfried-Line aufhängen gehen wollten...

Nach einer guten Stunde Rast in Dinant kommandierte Leutnant Lurching Weiterfahrt; und los ging's wieder, dem linken Maasufer entlang über Yvoir-Wépion nach Namur, ohne jeden Zwischenfall bis an dieses Ziel, das wir nachmittags halb fünf Uhr erreichten.

Namur steckte voller Truppen: Belgier in erster Linie, und dazu schon sehr viele Franzosen. Aber auch Engländer waren hier, und um so größer unsere Freude, endlich nach unserer ziemlich ungemütlichen Irrfahrt auf Landsleute zu stoßen. Denn Sie müssen wissen, Sir: Auch wenn in der sogenannten großen Politik seit Jahrzehnten Großbritannien mit Frankreich gegen Deutschland gegangen war, so kam es trotzdem eigentlich nie dazu, daß der einfache Poilu und der simple Tommy einander richtig leiden mochten. Kann sein, daß der

Fehler einseitig an uns lag; doch was wollen Sie machen: Franzosen sind Franzosen und keine Engländer! Das ist und bleibt ein Unterschied.

Selbstverständlich meldete Leutnant Lurching seine Kolonne sofort beim Stab der britischen Truppen in Namur, in der Erwartung, daß wir gleich an Ort und Stelle in die übrigen Verbände unserer Landsleute eingereiht würden. Aber das war wiederum Essig. Wir mußten sogar sofort nochmals weiterfahren, nach Saint-Trond hinaus, in den wichtigen belgischen Aufmarschraum hinter dem südöstlichen Bogen des Albert-Kanals von Hasselt bis Lüttich. Denn es hieß, daß die Deutschen ihre Hauptanstrengung darauf richteten, im Scheitelpunkte dieses Bogens, an der Straße von Maastricht über Tongern, Saint-Trond, Tirlemont nach Loewen und Brüssel in die belgischen Stellungen einzudringen. Dies müsse verhindert werden.

Das alles hört sich, besonders anhand einer Karte, sehr einleuchtend an, Sir; wenn Sie aber die ganze Sache in der Wirklichkeit miterlebt hätten, Sir, dann stünden auch Ihnen die Haare zu Berge, wie uns damals...

Hatte man denn die belgische Flagge von den beiden Türmen des Kölner Doms schon wieder heruntergeholt?

Leutnant Lurching war totenbleich, als er zu unserer Kolonne zurückkam, mit dem Befehl, sofort nach Saint-Trond vorzurücken, unter höchster Vorsicht und in ständiger Bereitschaft jedes einzelnen von uns, plötzlich den Kampf mit niedergegangenen deutschen Fallschirmabteilungen aufnehmen zu müssen! In kurzen Worten erklärte er uns die Lage und fügte kleinlaut bei, es scheine, daß der Gegner doch schon am ersten Tage seines Einbruchs in Holland und Belgien bedenkliche Fortschritte erzielt habe. Jedenfalls sei Maastricht gefallen und der Uebergang über die Maas stehe den gewaltigen deutschen Truppenmassen offen, welche sich im Raume hinter Aachen befänden. Ja, im Laufe des heutigen Tages hätte der Kampf um Lüttich begonnen und vor wenigen Minuten sei Bericht eingelangt, wonach das Fort Ebenemael unter Einsatz

einer bisher unbekanntem, geheimen Waffe und Kampfmethode seitens der Deutschen sich ergeben mußte. Jedenfalls gingen aus Fort Ebenemael keine Nachrichten mehr an die Heeresleitung ein...

Um fünf Uhr abends ging es also von Namur aus nochmals weiter, auf der Straße nach Bierwart hinaus.

Das war nun freilich keine frisch-fröhlich-forsche Fahrt mehr, denn der Verkehr auf dieser ohnedies nicht gerade breiten Chaussee wurde von Kilometer zu Kilometer immer dichter und unübersichtlicher: Abgesehen von den vorgehenden Truppenmassen bewegten sich immer größere Züge belgischer Zivilflüchtlinge zu beiden Seiten der Straße in südwestlicher Richtung gegen Namur; und ab jedem seitlich einmündenden Wege kamen neue Gruppen hinzu.

Auf alle mögliche Weise suchten die Leute voranzukommen: Frauen, Kinder, gebrechliche Alte, und Invaliden noch vom letzten Kriege her, wobei sie auf Kinderwagen, Fahrrädern, Handwagen, Schubkarren und ähnlichen Vehikeln ein wenig von ihrer Habe mitschleppten, — oft genug die drolligsten Dinge! Was sollte dieser gespenstische Zug bedeuten? Waren wirklich die Deutschen schon so nahe?

In Bierwart, wo wir erst so gegen neun Uhr abends anlangten, hatte kurz vorher ein böser Bombenangriff der Fritze grauenhaft gewütet: kein Haus mehr intakt, ja vielerorts kein Stein mehr auf dem andern, und aus zahlreichen Ruinen ertönten herzerreißende Hilferufe schwer verletzter Bewohner; Kühe und Pferde brüllten und wieherten in eingestürzten ehemaligen Ställen; und von überall her strömten neue Flüchtlinge zusammen.

Zugleich erbepte in der Ferne vor uns die Luft von immer schwereren Detonationen des wechselseitigen Feuers. Der Kampf am Albert-Kanal, der großen belgischen Hauptstellung, hatte schon vor Stunden eingesetzt. Die Belgier sahen sich genötigt, sämtliche Brücken über diese gewaltige Anlage zu sprengen, um dem Feinde den Einbruch mit seinen Panzerwagen zu verunmöglichen. Aber bei einer dieser wichtigen

Übergangsstellen war der angesetzte belgische Offizier durch eine Bombe in Stücke gerissen worden, bevor er seinen Auftrag erfüllen konnte: Die Deutschen stießen über den Kanal vor und errichteten diesseits einen Brückenkopf. Wohl drang noch ein anderer belgischer Offizier mitten durch die anrückenden Deutschen vor, um das Versäumte nachzuholen, und wirklich gelang es ihm, auch noch die letzte Brücke zu sprengen, wobei er selber mit in die Luft flog. Aber es war zu spät, — die Deutschen erstellten innert einer halben Stunde Ersatzübergänge und warfen ungeheure Truppenmassen herüber, die sofort in die belgischen Stellungen vordrangen. Es hieß in Bierwart, sie seien mit ihrer vordersten Spitze schon in Tongern eingebrochen!

Von vorne kam nun Befehl, sofort weiter gegen Moxha und Hannut vorzurücken: Gewehr und Handgranaten einsatzbereit! Wenn nur die Straße nicht derart vollgepfropft gewesen wäre! Denn so benötigten wir für die knapp dreizehn Kilometer bis Hannut wiederum volle zweieinhalb Stunden; und als unser vorderster Car endlich in das zerschossene Dorf einfuhr, ging just neben ihm ein deutsches Artilleriegeschöß nieder; glücklicherweise ohne zu krepieren. Sonst läge ich nun ziemlich sicher mit allen meinen Kameraden auf unserer Karre in einem kleinen Massengrab zu Hannut in Belgien drunten.

Leutnant Lurching sandte O'Connor sofort unsere Kolonne entlang nach hinten, um festzustellen, wie viele Wagen bisher mitgekommen waren, und um Befehl zu erteilen, bei allfälligen Angriffen sofort zu stoppen, auszubarken und nach vorne zu kommen.

Es fehlten die beiden letzten Cars!

Erst in Saint-Trond kamen sie nachher mit drei Stunden Verspätung auf die Spitze wieder auf.

So fuhr man denn weiter: Noch fehlten neunzehn Kilometer bis an unser heutiges Tagesziel!

Zu unserer Überraschung, da wir mit Bestimmtheit erwarteten, jetzt würde die Sache noch ärger als bisher, ging's nun immer besser; der Flüchtlingsstrom versiegte allerseits

ziemlich rasch, und die vorgehenden Kolonnen machten uns ebenfalls vorwegs Platz, indem sie auf allen möglichen seitlichen Feldwegen nach rechts ausschwärmten und im Dunkel verschwanden. Auch wir wurden alle paar hundert Meter durch Offiziere angehalten, die sich nach unsern Befehlen erkundigten; jedesmal hieß es aber weiterfahren, und für den Fall, daß wir in Saint-Trond keine britischen Truppen mehr vorfinden würden, sollten wir sofort nach links ausbiegen und uns nach Tirlemont verfügen.

Kurz nach Mitternacht auf den 12. Mai trafen wir endlich bei den ersten Häusern von Saint-Trond ein; im Dunkel schien es, als seien sie noch ziemlich intakt!

Auf dem Hauptplatz des Städtchens wurden wir durch einen englischen Staboffizier empfangen und erhielten Weisung, in eine Seitengasse Richtung Tirlemont einzufahren, dort anzuhalten, uns zu verpflegen, und weitere Weisungen abzuwarten. Das Essen würde uns sofort serviert!

Im übrigen erklärte er noch kurz, wir müßten damit rechnen, noch während der Nacht in den Kampf zu geraten: die Deutschen hätten tatsächlich die Spitze ihrer Panzerkolonne schon bis nach Tongern vorgestoßen, seien aber dort zurückgetrieben worden.

Das war unsere Ankunft auf dem eigentlichen Kriegsschauplatz, Sir: am 11. Mai 1940 um Mitternacht, insgesamt gut drei Tage seit der Rekrutierung in Canterbury!

Noch hatten wir keinen einzigen Schuß aus unsern schönen neuen Gewehren abgegeben; noch nie eine Handgranate geworfen; keine Ahnung davon, wie man von seinem Bajonett im Ernstfall Gebrauch macht. Aber dazu war eben keine Zeit gewesen, — das würde sich schon ergeben!

Im Ernstfall wehrt man sich einfach, wie man kann!

Um die Zeit bis zur Ankunft unseres Fraßes auszufüllen, ließ Leutnant Lurching zum Appell antreten: Er wollte ein-



mal wissen, wie viele von den achthundertfünfundsechzig Mann, mit denen er in Canterbury losfuhr, bis hierher gelangten. Was meinen Sie, Sir? Wie viele waren wir noch? Insgesamt dreihundertachtundsechzig, three-hundred-sixty-eight! Dazu kamen dann nach drei Stunden weitere neununddreißig Insassen der beiden verlorenen letzten Cars, deren einer den andern hinter sich herzog: dessen Motor hatte ein Stück vor Hannut ausgesetzt. Machte also in summa vierhundertseven Mann, will sagen nicht einmal mehr die Hälfte des ursprünglichen Bestandes. Das war ziemlich mager, nicht?

Jedenfalls wurde es Lurching über diesem Bescheide übel, und er machte sich dünn: Weiß nicht, wohin er sich verfügte, — wir haben ihn nie mehr gesehen!

O'Connor dagegen lachte nur und meinte, wir könnten uns gratulieren; denn das wären stets die besten Soldaten, welche wirklich bis zur Front gelangten: Wer hinten bleibt, ist entweder ein Drückeberger oder ein Pechvogel oder sonst nicht ganz richtig, und solche Leute schaden vorne mehr, als eben recht!

Im übrigen sollten wir uns keine grauen Haare wachsen lassen, — nur Mut, es wird schon schief gehen!

Machts euch jetzt so bequem, als ihr könnt; raucht und futtert, was ihr zur Hand habt; nur schlaft mir nicht zu heftig ein, Boy's! . . .

Das ließen wir uns gesagt sein, und allerenden zogen wir die Schinken und Apfelschnittsäcke der wallonischen Bauern von Sedan bis Dinant hervor; dazu erhielten wir bald auch heißen echt englischen Tee und irgendeinen süßen Pudding in Massen, nicht übel gekocht, wenn auch undefinierbar, was es eigentlich sei. Das tat wohl, nach der interessanten Fahrt von Verdun bis hierher . . .

Unter dem Essen fragte uns O'Connor plötzlich: Hallo, wer weiß, welchen Tag wir eigentlich haben?

Nanu, — da mußte ich tatsächlich selber erst einmal nachrechnen: Donnerwetter, heute wäre ja Pfingstsonntag!

Wirklich frohe Pfingsten das!

Was wohl Daisy denken und machen mochte, und die Kinder? Wenn die wüßten, wo ich jetzt steckte, und was schon alles hinter uns lag! Noch nie in meinem Leben hatte ich selbst innert eines ganzen Monats solche Dinge durchgemacht, wie nun innert der letzten drei Tage...

Meinen Kameraden erging es offensichtlich auch nicht anders, denn O'Connors Frage gab sofort den Anstoß zu lebhaften Diskussionen, worüber uns wenigstens die Zeit verging. Schließlich aber wurden wir doch von der Müdigkeit übernommen, so daß da und dort einer gleich auf dem Pflaster einnickte.

So vergingen die drei Stunden, bis die beiden verlorenen Cars anrückten und ein wenig Abwechslung brachten.

Um halb fünf Uhr morgens sodann ertönte plötzlich aus der Ferne in nordwestlicher Richtung schwerer Geschützdonner, und gleich danach auch nördlich, nordöstlich, östlich, und sogar südöstlich, von Lüttich herüber; das bedeutete auch für uns Alarm.

O'Connor befahl nun an Stelle des verschwundenen Leutnants Lurching: Auf die Cars, Gewehr und Handgranaten griffbereit! Unteroffiziere zu mir!...

Kaum waren wir oben, erschien ein Hauptmann, fragte nach Lurching, und fluchte laut, als O'Connor meldete, daß wir ihn seit Stunden vermißten. Dann erteilte er unserem neuen Chief Befehl, unsere Kolonne sofort nach Tirlemont zurückzuführen und sie dort beim Britischen Stab zu melden. Den letzten, den streikenden Car sollten wir einfach stehen lassen.

Dagegen erhob nun aber dessen Schofför Einspruch. Die Fahrer unserer Lastwagen waren nämlich Angehörige der französischen Armee und hatten ihrerseits in Verdun droben Weisung erhalten, uns bis an die Front zu bringen, um darauf sofort über Namur, Charleroi, Maubeuge oder Rocroi und Rethel nach Reims zurückzufahren, nötigenfalls unter Mitnahme möglichst vieler fliehender Belgier.

Sofort stimmten auch die Kameraden des Reklamanten ein und weigerten sich, noch weiterhin mit uns zu fahren, es sei denn, daß der englische Stab vorher entsprechenden Befehl von Verdun einhole!

Da wurde unser Hauptmann grob zu den Leuten und pfiß sie ziemlich energisch an. Doch damit erreichte er nur, daß sie sich erst recht bockbeinig zeigten. Als dagegen O'Connor sich einmischte und ihnen den Vorschlag machte, sie sollten uns doch noch nach Tirlémont bringen, um dann von dort aus über Jodoigne, Gembloux und Fleurus direkt nach Charleroi zu fahren, was sicher leichter ginge, als auf dem bisherigen Weg zurück, erklärten sie sich schließlich einverstanden und setzten sich ans Steuerrad. Den Wagen mit dem ausgefallenen Motor allerdings mußten sie trotzdem zurücklassen, und ehe es einer verhindern konnte, hatte ihn sein Fahrer mittels zweier Wurfgranaten gleich an Ort und Stelle unbrauchbar gemacht. Dann ging's los!

Um halb sechs Uhr waren wir in Tirlémont. Dort hieß es aber wiederum: Sofort weiterfahren, nach Loewen! Denn die Deutschen haben den Albert-Kanal an zahlreichen Stellen überschritten und rücken unaufhaltsam vor. Saint-Trond ist seit zehn Minuten in ihrer Hand; die Straße nach Gembloux liegt unter schwerstem Feuer, — unmöglich für die Wagen, jetzt noch nach Charleroi hinauf zu gelangen!

Los also, so rasch als möglich nach Loewen, zum Bahnhof! Dort gibt's neue Befehle; denn Loewen wird unter allen Umständen gehalten.

Kaum hatte sich unsere Kolonne wieder in Bewegung gesetzt, da sausten zwölf, dreizehn, vierzehn, siebzehn, achtzehn Junkersmaschinen dicht über den Häusern Tirlémonts dahin, und verschwanden gegen Südwesten, ohne daß wir bemerkt worden waren.

Was nun? Sollten wir jetzt, solange sie noch in Sichtnähe flogen, auf die offene Landstraße hinausgondeln?

Aber Befehl ist Befehl, und wenn's die verrücktesten Sachen sind. Also los! en avant!

Und wir hatten Glück: Als wir die letzten Häuserruinen Tirlemonts hinter uns ließen, folgen die Junkersfritze schon weit drüben, sicher schon fast über Namur; denn es dauerte keine zwei Minuten, und man hörte von dorthier in rascher Folge schwere Bombeneinschläge!

Rund sechzehn Kilometer weit ging die Fahrt. Dann stoppte die Kolonne. Wir bekamen von rechts her erstmals Gewehrbeschuß; doch dauerte die kleine Ueberraschung nur eine Minute, was allerdings trotzdem schon zu sieben Toten hinreichte, abgesehen von Motorschäden an vier Camions. Zurückgehende Belgier und Franzosen hatten unsern Zug von einer brennenden Ferne aus unter Feuer genommen, weil sie zuerst meinten, es handle sich um eine vorrückende deutsche Kolonne!... — verdammte Schweinerei!

Dann ging's wieder voran, wie der Leibhaftige!

Nur die vier aussetzenden Cars blieben hinten, samt ihrer Besatzung, die sich schreiend und gestikulierend in Trab setzte, und erst eine reichliche Stunde nach uns zu Fuß nach Loewen hereinkam.

#### 14.

Beim Bahnhof Loewen wurden wir ausgeladen. Die verbliebenen leeren Camions fuhren davon, Richtung Brüssel. Unsere Koffer, noch etwa vierzig an der Zahl, worunter die meinigen alle fünf unversehrt, standen auf dem Platz. Wir auch. Am Pfingstsonntag 1940, vormittags.

O'Connor rief die Unteroffiziere zusammen. Da erschien auf einem Motorrad mit Side-Car Oberleutnant Hulton aus der Stadt her und wies uns als vorläufige Unterkunft einen langen Schuppen an, wohin wir uns schleunigst verziehen sollten. Bis abends sechs Uhr hätten wir Zeit, uns etwas auszurufen, — dann würden wir weiteres hören; vielleicht aber auch schon vorher!

Wir schleppten also unsere zusammengeschmolzene Bagage hinüber und machten uns mit dem Seufzer bequem: Gott sei Dank! Endlich daheim...

Endlich einige Stunden schlafen, und nicht immer den Auspuff unter der Nase haben!

Das war wirklich allerhand, mehr als wir für heute noch erwartet hatten. So bescheiden sind wir damals, nach drei Tagen schon gewesen.

Ebensowenig aber waren wir auf die nicht gerade höfliche Art und Weise gefaßt, wie man uns wieder aufweckte: Eine dicke Bombe schlug in unsern Schuppen ein, am westlichen Ende desselben, warf alles drunter und drüber, und erinnerte uns daran, daß Krieg abgehalten werde!

Draußen lag noch stockfinstere Nacht über der ungemütlichen Landschaft; man hatte uns nämlich um sechs Uhr zu wecken vergessen, und selbst O'Connor war schlafend über diese gottsträfliche Unterlassungssünde hinweggegangen. Nun lagen wir dafür anscheinend mitten im Feuer der heranrückenden Deutschen. Alle Augenblicke gingen näher oder ferner irgendwelche Geschosse nieder, und zwischendurch erhellten grelle Scheinwerfer, Leuchtraketen und ähnliche Funkereien die schöne Gegend.

Meine Zwiebel wies auf drei Uhr morgens.

... Auf! Auf! Alarm!

Am Westende der Baracke arbeiteten sich mühsam einige zugedeckte Kameraden aus dem Trümmerhaufen hervor, während andere ohrenbetäubend heulten oder auch nur noch leise röchelten. Die Toten dagegen schwiegen still.

O'Connor befahl uns, vor allem den Verschütteten herauszuhelfen, so gut es ging, und ließ die Verwundeten unverzüglich in die Stadt hinüber geleiten oder tragen, je nach ihrem Zustand. Dort würden hoffentlich irgendwelche Sanitäter herumstoffeln, wenn nicht schon die ganze Bande abgezogen sei!...

Darauf zog er uns auf dem Bahnhofplatz zusammen und befahl uns, ihm zu folgen. Es ging im Zickzack ebenfalls gegen die Stadt hinein. Aber schon nach rund fünfhundert Meter kamen uns die Verwundetenträger entgegen, mit dem

Bericht, Oberleutnant Hulton erwarte uns jenseits der Bahnanlagen. Also rechts um kehrt, und im Laufschrift zurück.

Hulton lag in einer Art provisorischen Unterstand aus Geleiseschwellen: nicht gerade bombensicher bei einem Volltreffer, aber gegen Splitter doch ziemlich gut geschützt; beim eng begrenzten Scheine seiner Taschenlampe notierte er sich irgendwelche Hieroglyphen, und fragte O'Connor gemächlich: Gut ausgeschlafen?

Unser Chief lachte: Die Boys hatten's nötig; das merkte ich an mir selbst. Dann wurden wir aber durch einen Einschlag ziemlich unsanft geweckt. Dreizehn Tote, achtundzwanzig mehr oder weniger schwer Verwundete! Diese ließ ich in die Stadt geleiten; die Toten liegen noch in der Baracke drüben, in Reih' und Glied. Hier sind die Erkennungsmarken. Und nun, Herr Oberleutnant, — wohin sollen wir uns pflanzen?

Hulton fragte zurück: Sind eigentlich Ihre Leute da gefechtstüchtig?

Nicht übermäßig, Herr Oberleutnant! Sie wurden am 8. Mai letztthin in Canterbury eingeschrieben, am 9. in Southampton verladen, und wir waren bis jetzt ständig auf dem Weg. Etwas Theorie, Praxis dagegen gar nicht!

Hulton biß sich in die Unterlippe: Damned, was glauben eigentlich diese Grünhörner von Regierung in London drüben, daß sie uns solche Leute, solchen verfluchten Schnittlauch herüberschicken? Da könnte ich ja mit einem Zuge Brüsseler Kadetten mehr anfangen: Haben wenigstens alle schon einmal auf Scheiben geschossen!

... No, Sir! Kein einziger! Keinen Schuß aus der Flinte gelassen; nur Theorie auf dem fahrenden Waggon!...

... Von wem reden Sie, O'Connor? Ich habe von den belgischen Kadetten gesprochen; diese jungen Leute können schießen! Doch was soll's! Einmal werden sie es eben erlernen müssen! Gehn Sie also mit den Leuten wieder in ihre Baracke zurück in Deckung: Es ist damit zu rechnen, daß innert einer Stunde die Deutschen in Schußweite herankommen, — da

können Sie 'mal praktischen Schießunterricht auf lebende Ziele treiben. Achten Sie besonders auf das Vorfeld rechts; halten Sie sich bereit, keinen Deutschen über die Geleise gelangen zu lassen. Und bestellen Sie einige gute Meldeläufer, wovon Sie zweie gleich hier bei mir lassen!

O'Connor nannte sofort James Groggy und Charly Sisters, die bei Hulton blieben, während wir wieder in die Baracke zurückkrochen.

Der Artilleriebeschuß dauerte noch immer an und wurde zeitweise sogar heftiger; doch konzentrierte sich das Feuer mehr auf die Gegend zwischen Bahnhof und Stadt, so daß wir ungeschoren durchkamen. Einzig John Chesterton blieb liegen. Und sein Nebenmann, dessen Namen ich nicht mehr weiß, mußte einem auffliegenden Eisenstück die halbe rechte Hand drangeben; O'Connor verband ihn in der Baracke drüben, und schickte ihn ebenfalls in die Stadt. Ob er dort jemals ankam, wissen wir nicht.

In der Baracke richteten wir uns so gut es ging zum Kampfe ein: hinter uns die dreizehn Toten in Reih' und Glied; vor uns die Geleiseanlagen! All right . . .

Langsam dämmerte der Morgen herauf, sodaß man allmählich dies und das zu unterscheiden vermochte, auch wenn das Feuerwerk der Fritze ruhte. Irgendwoher von links begannen Maschinengewehre zu rattern. Also waren dort die Deutschen schon in Schußnähe gekommen!

Bald darauf ging der Tanz auch vor uns, im Abschnitt Oberleutnant Hultons los. Dann rechts von uns ebenfalls, wo Belgier lagen.

O'Connor wiederholte uns nochmals kurz: Also Boy's, . . . — ruhig Blut, was! Sobald ein Fritz da drüben auftaucht, erledigen! Kommt er durch, bis in unsere Nähe, dann eine Handgranate vor die Füße setzen! Verstanden? God save the King and our souls!

In der Tat dauerte es nur noch etwa zehn Minuten, bis jenseits der Geleise ein Schatten aufstieg und plötzlich im verrücktesten Zickzack auf uns zujagte. Wir schossen alle wie

toll, — aber keiner vermochte ihn umzulegen. Erst als er in die Nähe eines Güterwagens kam, der verlassen da drüben stand, schlug er lang hin, — ob getroffen oder um sich dem Feuer zu entziehen, war vorerst nicht auszumachen. Dann kam von links Meldegänger Sisters und brachte uns Hultons Befehle, wir sollten mit der Knallerei da oben aufhören und überhaupt in die Stadt zurückgehen.

All right: Gehen wir in die Stadt zurück!...

Das war nun allerdings wieder nicht so einfach: Denn immer noch pfundeten die Fritze mit irgendeinem verdammten Mörser herein; aber schließlich schafften wir's doch, zu unserem eigenen Erstaunen sogar ohne einen einzigen Toten. Nur etwa sieben, acht Mann hatten belanglose Löcher in die Haut erhalten. Außerdem flog ein Batzen Dreck auf meinen Stahlhelm, weiter nichts!

Dafür aber erfuhren wir etwas später in der Stadt drüben, daß der Mann, auf welchen wir geschossen hatten, tatsächlich tot neben dem Güterwagen hingesunken war; es sei jedoch kein Deutscher, sondern ein schottischer Meldegänger gewesen, namens Matthew O'Connor aus Sheffield, laut seiner Erkennungsmarke!

Auf diesen Bericht hin wandte sich unser guter Chief mit Tränen in den Augen ab und ging zurück, zum Bahnhof, um erst nach einer Stunde wieder hereinzukommen.

Er hatte unterdessen seinem gefallenem Bruder die letzte Ehre erwiesen...

In der Stadt sah es schon allerhand ungemütlich aus: Bombentreffer hier, Bombentreffer dort, Bombentreffer überall in allen Gassen und Straßen! Immerhin, von einer vollständigen Zerstörung konnte man noch lange nicht reden. Wir wurden jenseits des eigentlichen Weichbilds in Baracken verlegt, die offensichtlich noch vor kurzem als Fischlager gedient hatten. Dort blieben wir bis zum 16. Mai, will sagen Donnerstag abends, abgesehen von einem vorübergehenden kleinen Vorstoß nach Tirlmont, der am Dienstag befohlen,



aber schon nach kaum drei Kilometer Vormarsch abgeblasen wurde.

Zu tun hatten wir weiter nicht viel: Nochmals ein bißchen Theorie; besonders aber Nachrichten abhören, von London, Paris, Brüssel und natürlich auch vom Deutschlandsender; Bridge und Whist spielen; Gesang und Witze reißen, und so weiter, — wir lebten also wie richtige, ausgemachte Etappenschweine!

Unangenehm war nur die ständige Feuerwerkerei der Fritze, so daß man alle Augenblicke in Deckung gehen sollte, ohne eigentlich zu wissen, wohin schon wieder.

Im übrigen bestand die einzige namhafte Aktion dieser Tage darin, daß wir Dienstags, bei unserem Vorstoß in Richtung Tirlmont, beziehungsweise beim bald danach einsetzenden Rückzug, nochmals in unsere alte Baracke beim Bahnhof zurückkehrten, um, wenn möglich, unsere Koffer mitzunehmen. Die meisten derselben waren jedoch zusammengestaucht, auch einer von meinen fünfen, — derjenige mit dem Film- und Fotozeug darin; damit mußte ich also nicht mehr rechnen! Die Wäsche dagegen und einigen sonstigen Krimskram nahm ich in unsere Fischablage mit, wobei mir Antony Short, Long Osland, Leslie Wood aus Siebeneichen, und James Groggy behilflich waren. Der gute James hatte sich nämlich unterdessen ebenfalls wieder zu uns zurückgefunden. Charly Sisters dagegen blieb irgendwo in Loewen drinnen bei einem Meldegehege hängen, — es hieß nachher, er sei in deutsche Gefangenschaft geraten und habe geflucht wie ein Henker, als sie ihn schnappten.

In der Fischkate hinten befahl O'Connor, sämtliche noch übriggebliebenen Koffer zu öffnen und die Sachen unter die Mannschaft zu verteilen; denn weitaus die meisten hatten ihre Klamotten längst drangeben müssen; in andern Fällen dagegen sind die Besitzer der Koffer hopp gegangen; also war O'Connor durchaus richtig beraten, — mir freilich erging es dabei am schlimmsten, weil ich immerhin noch volle vier Kisten mein eigen nannte. Aber eigentlich nützten sie mir bei dieser neu-

artigen Lebensweise ja doch nichts. Denn bis dahin war ich noch nicht ein einziges Mal nur dazu gekommen, mir ein sauberes Taschentuch hervorzuklauben; also lieber nur noch ganz wenige Sachen auf dem Buckel mit sich tragen, als ständig diese verdammte Bagage nachschleppen und schließlich doch sie irgendwo den Fritzen als nettes kleines Liebesgabenpaketchen zur gefälligen Bedienung hinterlassen! . . .

Mir verblieben zwei Taschentücher, ein Paar Unterhosen, zwei Hemden, ein Paar Hosenträger, je ein Waschlappe und ein Handtuch, drei Paar Socken, etwas Briefpapier und der Swan-Federhalter, sowie schließlich das allgemeine Gebetbuch in Saffianleder; ebenso das Toilettezeug ohne die Tuben und Schminken, welche zum Allgemeingut erklärt worden waren; ebenso einer der Koffer, sowie zu sämtlichen fünf die Schlüssel, die ich übrigens bis hierher gerettet habe, wie Sie sehen, Sir; als einzigen letzten Ueberrest meiner ganzen Habe!

Das ließ sich schon bedeutend bequemer mitnehmen, als die ganze Möbelfuhre von zuvor. Und meine Kameraden waren um den Rest verdammt froh.

O'Connor glaubte zwar nach der Verteilung, sich bei mir entschuldigen zu müssen; aber ich lachte nur und erklärte ihm wahrheitsgemäß, er habe mir eine blöde Sorge abgenommen, . . . — tatsächlich!

Das war unser Leben in Loewen, während sie vorne, jenseits der Stadt, und vor allem im Bahnhofgebiet auf das schlimmste gefaßt mit den Deutschen im Kampfe lagen. Oberleutnant Hulton soll dabei ebenfalls gefallen sein, bei einem Nahkampf mit Handgranaten.

Derweil hatte Holland kapitulieren müssen. Die große Maasschlacht war in vollem Gange: Rechts von uns saßen die Germans schon in Gembloux, und jenseits der Maas war alles in ihrer Hand; ja unterhalb Dinant standen sie sogar in Yvoir und Wépion.

Noch schlimmer hörten sich die Berichte von den Dingen um Sedan und weiter südlich an.

Da bedeutete es für uns nur einen kleinen Trost, daß the

Right Honourable Mister Churchill in London drüben pathetisch Sieg! Sieg! Sieg! rief, und unser Oberbefehlshaber Gort es für nötig fand, uns seinen Dank für unsere prächtigen Leistungen auszusprechen. Hätten uns die verdammten Großköpfe lieber Flugzeuge, Flugzeuge, Flugzeuge, und noch zehnmal Flugzeuge geschickt, um den frechen Göringsgeiern auf den Leib zu rücken! Denn diese Kerle gingen wirklich auf's Ganze, wie wir selbst in unserer Etappe hinten spürten. Alle Viertelstunden kam so ein Schwarm angesurrt und ließ Dreck, immer nur Dreck, und dabei mit einer Zielgenauigkeit, daß wir uns manchmal fragten, wie das nur möglich sei.

Wenn sie das einmal in England drüben vorführen würden, weiß der Teufel, ob dann der dicke Importen-Winnie auch noch Sieg! Sieg! Sieg! schreien möchte?

Doch das ist Philosophie, ... — wenden wir uns wieder den Tatsachen zu, Sir!

15.

Donnerstag, den 16. Mai 1940, abends acht Uhr kam für uns Befehl, sofort, sofort zusammenzupacken und Richtung Brüssel abzumarschieren.

O'Connor fluchte: Damned, wieso Richtung Brüssel? Warum schickt man uns denn nicht nach vorne?

Leutnant Keynes, der uns den Bericht gebracht hatte und uns zurückführen sollte, weil er verwundet war, erklärte ihm in dürren Worten: Der Kampf hat an der Dyle-Stellung eingesetzt. Wenn auch diese durchbrochen wird, ist's für uns schlimm, denn dann muß fast ganz Belgien den Fritzen freigegeben werden. Wir bereiten daher alles vor für einen allfälligen reibungslosen Rückzug unserer Truppen in Richtung Brüssel, Roubaix, Lille. Und da diese Mannschaften hier für den Kampf nicht geeignet sind, sollen sie schon jetzt abmarschieren, um nicht nachher die Wege zu verstopfen! Im übrigen ist alles eine verdammte Schweinerei, O'Connor: Da vorne kämpfen die armen Belgier wie die Löwen; die Fran-

zosen helfen ihnen, soweit sie nüchtern sind, und die Be-  
soffenen machen Affereien; unsere Leute schließlich, uff! So-  
lange keine Lebensgefahr besteht, da schießen sie drauflos, wie  
Gangster, womöglich den Belgiern noch in den Rücken; sobald  
jedoch die deutschen Flieger anschwirren und Dreck lassen,  
hui! da laufen sie davon, aus den schönsten Stellungen heraus,  
... — in Deckung!

O'Connor schüttelte den Kopf und meinte trocken: Warum  
hat man die Leute nicht besser dressiert?

Aber Leutnant Keynes winkte nur noch müde mit der ver-  
bundenen Rechten ab und sagte: In zehn Minuten marschieren  
wir los; sehn Sie zu, daß alles klappt!

Es klappte: Wir marschierten ab, — das erste Mal zu Fuß,  
mit Sack und Pack, Gewehr und Aff, in Zweierkolonne fein  
säuberlich dem Straßenbord entlang, Richtung Nosseghem!  
Das waren etwa fünfundzwanzig Kilometer, und wir kamen  
morgens halb zwei Uhr dort an, ordentlich müde, und mit  
verschiedenen Blasen auf den Hühneraugen. Dann gab es eine  
Stunde Rast mit heißem Tee und hartem Zwieback.

Um sechs Uhr erreichten wir die Peripherie von Brüssel,  
durften jedoch die Stadt nicht betreten, da sie unterdessen als  
offen erklärt worden war.

Zum Trost erschienen nun aber von Loewen her fünfzehn  
britische Lastwagen, beladen mit Offiziersgepäck, und wir  
wurden obenauf gesetzt, um bis Alost mitzufahren.

Hinter uns folgten immer größere Kolonnen zurückgehender  
britischer, belgischer und auch französischer Truppen. Schon  
hieß es, die Dylestellung sei bei Wavre ebenfalls durchbrochen,  
Loewen und Mecheln in deutscher Hand, die Belgische Re-  
gierung nach Ostende geflohen; noch im Laufe des Tages  
würden die Fridolins Brüssel besetzen.

In Alost befahl man unsern Schoffören, noch weiter zurück-  
zufahren, vorerst bis Oudenaerde an der Schelde. Dort würden  
sich die Alliierten Armeen festsetzen und den deutschen Vor-  
marsch abstoppen.

Leutnant Keynes fluchte. Seine Wunde begann ihm offenbar unerträgliche Schmerzen zu bereiten, weil sie nur notdürftig verbunden, noch nicht einmal ausgewaschen war. Infolgedessen verabschiedete er sich von O'Connor und uns, um einen Sanitätsposten aufzusuchen.

In Oudenaerde trafen wir nachmittags gegen drei Uhr ein und wurden sofort jenseits der Schelde zum Bau von Schützengräben eingesetzt. All right, — das war wenigstens einmal etwas anderes, als ständig nur zurückzugehen, ohne jemals auch nur einen Schuß aus der Flinte zu jagen, abgesehen von der kleinen Scharmützelei am Bahnhof Loewen! Ein solcher Befehl hob uns den Mut wieder ein wenig, selbst als es hieß, Mister Churchill habe im Unterhaus zugegeben, daß die erste Runde leider verloren sei. Das war natürlich saublöde, aber noch längst nicht knock-out, nicht einmal technisch, o nein; nun erst sollten die Fritze kommen, an die Schelde: da wollten wir ihnen zeigen, was ein Tommy sei!

Wie die geborenen Erdarbeiter schufteten wir also drauflos und bauten Stellungen, Schützengräben, Unterstände; legten sogar Telephonlinien die kreuz und quer, und waren recht-schaffen müde, als es am 18. Mai morgens zwei Uhr hieß, für einmal sei's genug, und wir könnten uns nun schlafen legen.

Das Bett fühlte sich zwar ein bißchen hart an: Wir streckten uns nämlich einfach in die ausgehobenen Gräben hin, ohne Stroh und ohne Decken; aber geschlafen haben wir doch, sogar leidlich gut, nur nicht sehr lange. Denn die nächtliche Kühle setzte uns schon nach drei Stunden derart zu, daß wir es vorzogen, wieder zu schuften und Erde zu schippen.

Um acht Uhr gab es kalten Kaffee zum Frühstück; zu beißen nichts Neues, — wir mußten uns an die mitgebrachten Vorräte halten. Ich für mich besaß noch einen kleinen Rest Apfelschnitze von den wallonischen Bauern her, deren Dörfer nun ebenfalls schon längst von den Deutschen überrannt waren.

Also denn eben Apfelschnitz mit kaltem Kaffee, — es ging schließlich auch so!

Acht Uhr fünfunddreißig sodann fuhren wieder britische Camions vor und es hieß auf's neue: Einsteigen, meine Herrschaften vom Zug O'Connor, und ab, via Kerkhove bis Alveghem der Schelde entlang zurück und von dort nach Kortrijk hinüber, an die Lys . . .

Brüssel ist genommen; Antwerpen kann sich nicht mehr halten; und was solcher verfluchten Berichte mehr waren!

Dabei hieß es stolz, unsere Armeen vollzögen einen strategischen Rückzug!

Wissen Sie, Sir, was das bedeuten soll: ein strategischer Rückzug? . . . — O'Connor hat es uns zwischen Alveghem und Kortrijk erklärt: Hört mal zu, Boys! Der Londoner Sender erzählte da soeben, wir führten einen strategischen Rückzug durch. Also wißt ihr jetzt wenigstens, woran ihr seid, nicht? Ein strategischer Rückzug, das ist nämlich so: Die Herren Generale haben eingesehen, daß es besser sei, an der Lys zu krepieren, als vorne an der Dyle; oder vielleicht sogar noch besser gleich in die Nordsee zu laufen, — wir Engländer können ja bekanntlich schwimmen, die Deutschen dagegen nicht! Und weil somit die Engländer den Deutschen überlegen sind, machen wir einen strategischen Rückzug an den Kanal, um schwimmend zu siegen . . . — verstanden? Wer das nicht kapiert, ist nämlich unfähig, jemals General Seiner Majestät zu werden!

Wir mußten lachen. Obwohl es uns eigentlich gar nicht so recht um's Lachen war. Denn damals glaubten wir noch allen Ernstes, daß diese ständigen Rückzüge nur eine Luderei, eine Sauwirtschaft wären. Wieso denn zurück? Warum nicht endlich stehen bleiben und die anrückenden Fridoline Stück vor Stück niederknallen? Wir hatten doch Munition genug! Warum das alles, Sir?

Aber item, jetzt fuhren wir also nach Kortrijk, und von Kortrijk aus gleich im selben Atemzug schon wieder weiter bis zur belgisch-französischen Grenze, und . . . hinüber! Hinein

nach Tourcoing-Roubaix. Dort endlich hielten wir an: Unsere stolze Königlich-Britische Hilfsexpedition nach Belgien war damit beendet, Samstags, den 18. Mai 1940, abends gegen zehn Uhr!

Selbstverständlich darf man nichts verallgemeinern, Sir! Sicherlich haben sich mindestens die Belgier geschlagen wie die Löwen; und auch Tausende von braven Poilus setzten alles, selbst ihr Leben ein, um standzuhalten; sicherlich haben auch unsere Tommies den Fritzen manche Nuß zum Knacken serviert. Aber, und das ist das leidige Aber: Wurde wirklich alles getan, was irgend möglich war?

Von den Belgiern sicher ja!

Von den Franzosen? ... — darüber steht mir kein Urteil zu, weil ich von meinen spätern persönlichen Erfahrungen her ein bißchen voreingenommen bin.

Und von uns? Von den Briten? ...

Wir jedenfalls, das Korps O'Connor, um es so zu nennen, wir spielten eine klägliche Rolle. Zugegeben, Leute wie uns konnte man da vorne kaum gebrauchen. Wozu aber schickte man uns dann überhaupt nach Belgien hinein, statt uns vielleicht in Verdun droben zurückzubehalten und uns nur wenigstens während dieser acht nutzlos verbummelten Tage ein bißchen auf Soldat zu drillen?

Doch das sind Fragen, deren Beantwortung erst später, wohl erst nach dem Kriege fällig wird. Sofern sie dann noch jemand äußert! Für jetzt stelle ich nur das eine fest: I do'nt understand anything of all! Alles das ist mir einfach restlos unverständlich! Und ich habe das verdammt peinliche Gefühl, daß sich unsere Herren Leaders von der Königlich-Britischen Regierung in London drüben mindestens in etwas getäuscht haben, wenn sie meinten, den Tanz mit Deutschland ohne weiteres aufnehmen zu dürfen.

... Was halten Sie davon, Sir?

Nicht daß ich den Fritzen zugute reden möchte, — I am a British! Aber was wahr ist, muß man schließlich doch wenigstens sich selber eingestehen: Sie, die Hitlerfritze, haben

die erste Runde gewonnen, in einem rasanten Spiel, wenn auch vielleicht mit schlechtem Stil; warum das? Warum haben sie, nicht wir gewonnen?

Das, Sir, — das ist die Frage, die mir seit damals keine Ruhe läßt; und weiß der Daniel, wenn ich einmal in meinem Leben nach England zurückkommen sollte, dann werde ich mir gestatten, auf diese Frage eine befriedigende Antwort zu fordern, um jeden Preis.

Im übrigen bemerke ich nur noch der Vollständigkeit halber: Von den ursprünglich achthundertundfünfundsiebzig Mann des Korps O'Connor (beziehungsweise Captain Murphy), die am 8. Mai 1940 Canterbury verließen, langten am 18. Mai des gleichen Jahrgangs deren einhundertsechundsiebzig in Roubaix an. Der ganze Rest ist auf dem Wege hängen geblieben, — die letzten vierzehn Mann als Opfer des letzten deutschen Fliegerangriffs, welchen wir in Belgien erlebten, einen halben Kilometer vor der französischen Grenze bei Tourcoing-La-Marlière; er kostete außerdem zwei Camions samt dem darauf verladenen Königlich-Britischen Offiziersgepäck, das den strategischen Rückzug einleitete!

16.

Unser Einzug in Frankreich war diesmal weniger jubelüberschüttet, als seinerzeit in Le Havre. Totenstille lag über Tourcoing, als unsere Kolonne in die Rue de Guines einbog, und über den Bahnhofplatz die Rue de Roubaix gewann, der wir bis zum Kanal folgten, welcher die beiden dicht aneinander grenzenden Städte scheidet. Dann bogen wir (oder bog man uns) nach rechts ab, bis zur Bahnlinie nach Lille; am Bahnhof Roubaix vorbei, und irgendwie im Zickzack zum Parc de Barbieux hinauf: eine schöne, langgestreckte Anlage mit altem Baumbestand!

Dort hieß es: Ausbarken, meine Herren; Zelte bauen; und vor allem immer hübsch in Fliegerdeckung bleiben! Im übrigen



könnt ihr vorerst vierundzwanzig Stunden tüchtig retablieren, in Sachen Vollbärte; Kleider bürsteln; Wäsche waschen und wechseln; und so weiter, wie sich das im fröhlichen Soldatenleben eben gibt.

Unsere unpraktischen kleinen Zelte hatten wir nach einer Stunde beisammen, — das erste Mal, daß wir uns ihrer überhaupt bedienten! Darauf plankten wir die Ranzen und vor Müdigkeit gelang es uns sogar, bis zur Tagwache so ziemlich durchgehend zu schlafen.

Um sechs Uhr morgens, am 19. Mai, weckte uns O'Connor, und alsbald begannen wir mit der anbefohlenen ordonnanzmäßigen gegenseitigen Schrubberei; dazu regnete es in Strömen, den ganzen Tag, — es war ein Sonntag! Mein zweiter Sonntag im Felde!...

Abends sieben Uhr erschien ein englischer Reverend, um uns zur Ehre des Tages eine kleine Feldpredigt vorzulesen, die wir allerdings nicht besonders erhebend fanden; sie behandelte das unvermeidliche Thema aller Feldpredigten: Warum hat Gott den Krieg zugelassen?

Als der dicke Reverend aufhörte, mußten viele von uns unwillkürlich laut auflachen, vor Rührung: Gott hatte also den Krieg zugelassen, weil er ihn nicht zu verhindern vermochte; der teuflische Mister Hitler hintertrieb jeden Versuch des lieben Herrgotts, es noch anders zu wenden!

Das war die Theorie unseres Feldpredigers, — immerhin auch eine Theorie, obwohl sie Gottes Allmacht nicht gerade hoch veranschlagte!

Darauf folgte das Hauptverlesen, abgenommen durch Captain Thomas Driver aus Norwich. Der hatte irgendwie davon gehört, es sei da tags zuvor eine Kolonne britischen Nachschubs ohne Offiziere aus Belgien hereingekondelt, und war schon morgens dahergekommen, um sich von O'Connor Bericht erstatten zu lassen. Gerade sehr erbaut schien er bei manchen Dingen nicht zu sein, die er hören mußte, sondern schüttelte mehrmals arg den Kopf. Und es hat den Anschein, daß er seinen Kollegen vom Königlich-Britischen Stab in Lille drüben

allerhand durch's Telefon geflüstert habe. Der Erfolg war offensichtlich, schon mittags: Aus Roubaix fuhr eine regelrechte Königlich-Britische Feldküche mit dampfenden Kesseln und vier Mann Besatzung vor, und brachte uns endlich wieder einmal ein vernünftiges Dinner. Dazu sogar französischen Wein, wie einst in den schönen Tagen unseres ersten Aufenthalts in Frankreich!

Abends zum Hauptverlesen sodann kam für uns ein neuer, junger Leutnant mit ihm daher: Joe Shell aus London-Ealing, ein hochpatenter Kerl, wie sich sofort zeigte; im zivilen Leben Student der Rechte und außerdem ein hervorragender Spieler der besten Oxforder Rugby-Mannschaft.

Der Appell brachte uns vor allem drei nette Überraschungen: erstens den Sold für die ganzen ersten zwölf Tage Dienst seit Canterbury, — eine ordentliche Stange Geld; zweitens die Weisung, nach dem Hauptverlesen unsere Sachen aufzupacken und eine leerstehende Fabrik gleich nebenan in der Sahuterie zu beziehen; drittens den tröstlichen Bericht, daß wir bis abends zwölf Uhr frei seien und uns nach Roubaix hinein verfügen könnten, um unser Geld loszuwerden! Nach Tourcoing hinüber dürften wir jedoch nicht gehen...

... Abtreten!

Hui, wie rasch waren unsere Zelte abgebrochen und in die Sahuterie hinüber speditiert; dort gab es sogar für jeden eine eigene Pritsche und französische Ordonnanz-Wolldecken die Fülle, — alles quite all right!

Bevor wir jedoch losziehen durften, kommandierte O'Connor nochmals: Antreten!...

Darauf meldete er uns dem Leutnant Shell, der sogleich einen kleinen Speech losließ:

Liebe Leute, — also von jetzt an bin ich pro forma euer Chief! Aber wir wollen es damit nicht zu streng nehmen; O'Connor weiß mit euch sicherlich besser Bescheid, als ein kaum ausgeschlüpfter Leutnant; infolgedessen soll er nach wie vor euere maßgebende Instanz sein. Im übrigen wollen wir einander helfen, so gut es immer geht! Und für heute

Abend möchte ich euch gerne einladen, mit mir zu kommen. Ich kenne mich da in Roubaix ein wenig aus, — es gibt noch zwei, drei Lokale, die den Betrieb nicht eingestellt haben. Jedem steht ein Bier zugut, und nachher kann jeder machen, was er will!

Das war ebenfalls all right. . . .

Es wurde wirklich sehr lustig mit Joe Shell, und keiner hatte die geringste Lust, nach dem Gratisbier auszuziehen, sondern wir blieben alle beisammen in einem saubern Restaurant gleich schräg gegenüber dem Bahnhof Roubaix. Eine französische Soldatengruppe spielte dort zum Tanze auf, und es gab da noch etwas über hundert Mädels, die sich engagieren, die eine und andere sogar ein bißchen poussieren ließen, doch alles in Ehren. Zwischenhinein sangen wir unsere Lieder; der eine und andere brachte irgendeine Produktion; und zuletzt mußte sogar unser Leutnant Joe dran glauben.

Herrgott, haben wir gelacht: Denn Leutnant Joe stellte sich gravitatisch auf den Tisch an seinem Platze, warf sich in Positur, und begann in geradezu verblüffender Komik unsern guten Reverend Feldprediger mit seiner Rede zu kopieren, warum der liebe Gott den Krieg zugelassen habe. Dabei ahmte er Gehaben und Tonfall des frommen Herrn so täuschend nach, daß man bei geschlossenen Augen merkte, wen der Scherz bezielte. Selbst die anwesenden Franzosen hielten sich die Bäuche vor Lachen, obwohl die wenigsten von ihnen verstanden, wie Leutnant Joe die kitzlige Frage beantwortete; und erst die Mädchens, — die kugelten sich beinahe unter die Tische!

Joe Shell vertrat folgende Theorie:

Der liebe Gott hat den Krieg überhaupt nicht zugelassen. Er war vielmehr zur Zeit seines Ausbruchs in den Ferien und hatte seinen Sekretären die allerstrengste Weisung erteilt, ihn vor jeder irgendwie gearteten Geschäftskorrespondenz und so in Ruhe zu lassen. Erst als er gut erholt zurückkam, sah er, wie die Sachen liefen, und da war es schon zu spät: Mister Hitler hatte soeben den ganzen Klamauk mit den Polen in

Szene gesetzt. Und da wäre es doch nicht richtig gewesen, wenn Gott der Herr nun unserem lieben Neville Chamberlain und Moussier Daladier in den Arm gefallen wäre, um sie daran zu hindern, Hitler den Meister zu zeigen, oder? Andererseits aber ärgerte sich Gott über den neuen Schlamassel auf der Erde drunten derart, daß er auf Anraten seiner Aerzte sofort neuerdings in die Ferien reisen mußte und sich jeder, auch nur der geringsten Tätigkeit strikte zu enthalten hat, für mindestens die nächsten fünf Jahre. Bis dahin ist es deshalb sinnlos, sich mit irgendwelchen weiteren Fragen diesbezüglich an Gottvater zu wenden; seine ganze Post wird direkt in den Papierkorb spedierte. Amen!...

Sie werden zugeben, Sir, daß diese Theorie unseres guten Leutnants Joe Shell jedenfalls kaum wesentlich schlechter war, als jene des blöden Reverends, nicht?

17.

Am 20. Mai wurden wir um sechs Uhr geweckt und erfuhren erstens, daß Antwerpen gefallen, und zweitens, daß für uns Befehl gekommen sei, uns sofort für den Abtransport bereitzumachen. Um sieben Uhr ratterten acht leere Cars vor unsere Fabrik, und los ging's über Lille, Armentières und Bailleul vorerst nach St.-Sylvesters-Kappel im französischen Flandernlande drunten.

Dort servierten uns die Fritze den ersten Fliegerangriff, seit wir wieder auf Frankreichs Boden entlangpaddelten, — einen Angriff, den ich so bald nicht mehr vergessen werde! Wir waren just durch Kappel hindurchgefahren, als unsere Camions mit kreischenden Bremsen stoppten: Schon hörten wir verdächtig nahe die deutschen Motoren brummen, und innerhalb zehn Sekunden lagen wir draußen beidseits der Straße, ventre-à-terre, im taunassen Kraut. Nach weitem fünf Sekunden begann die Böllerei: Drei Junkersgeier flogen im Gänsemarsch der Straße entlang über unsere Wagen hin und belegten jeden

haarscharf auf den Motor gezielt mit einem Bonbon, ... — tack-bumm! tack-bumm! tack-bumm! sauber der Reihe nach achtmal. Dabei flogen sie keine ganze vierzig Meter hoch. Zu beiden Seiten ihres Luftwegs aber segelten je sechs Kampfflugzeuge und ratterten mit Maschinengewehrfeuer in die Wiesen hinein.

Sechs- oder siebenmal flogen sie hin und zurück, einmal bäuchlings, einmal rücklings, um ihr Spiel mit uns neu zu beginnen. Dann endlich schoben sie den Bombern nach, welche in weiter Kurve gewendet hatten und wieder nach Belgien hinüber flogen. Doch wir trauten ihnen noch nicht, sondern blieben mindestens weitere fünf Minuten liegen. Schließlich rief Leutnant Joe Shell doch: Auf, Boys! ... Damned! Noch ganze zweiundfünfzig Mann erhoben sich; die andern blieben liegen, ihrer hundertfünfundzwanzig! Davon achtundsechzig tot. Der Rest schwer verwundet. Und alle acht Camions hin, ein fix-fertiger Schrotthaufen, lichterloh brennend, und wegen der letzten Benzintank-Explosionen vorderhand unnahbar.

Leutnant Joe und O'Connor berieten eine Minute lang. Dann wurden Long Island, Leslie Wood aus Siebeneichen und ich aufgerufen; wir mußten zu Fuß nach St.-Sylvesters-Kappel zurück, um dort Hilfe zu holen: eine französische Ambulanz des Roten Kreuzes, Totengräbergeschirr und was so solcher Dinge mehr waren, entsprechend unserer Situation.

Das ging innerhalb einer halben Stunde in Ordnung. Und als wir zurückkamen, sah es draußen schon ganz manierlich aus. Die toten Kameraden lagen in Reih' und Glied, zur Beisetzung bereit. Die Verwundeten dagegen hatte O'Connor jeden am Orte belassen, wo ihn das Verhängnis just erreichte; auch sie zusammenzutragen, wäre im Falle eines neuen Angriffs ihr sicherer Tod gewesen.

Mit unserer Ambulanz fuhren auch drei französische Aerzte heraus und sahen sich die Lage an. Neun Mann mußten an Ort und Stelle operiert werden; deren vier waren bis zu ihrer Ankunft ebenfalls noch gestorben. Die restlichen vier-

undvierzig wurden die meisten auf den Rotkreuzwagen ver-  
staut und nach Kappel zurückgenommen; nur dreizehn leichter  
Verwundete blieben bei uns und wollten mit uns weiterziehen,  
nicht zurück!...

Für die insgesamt zweiundsiebzig Toten schaufelten wir  
in sechs Reihen je zwölf Gräber und betteten unsere Kame-  
raden zum ewigen Schläfe zu. Anzeichnen konnten wir sie  
nicht. Doch nahm Leutnant Shell einen Plan auf und notierte  
sich für jedes Grab den Namen des Gefallenen. Vielleicht  
mochte man nach dem Kriege das Nötige nachholen?

Als alle bestattet und anderseits die Verwundeten besorgt  
waren, — Fuhre um Fuhre ging nach St.-Sylvesters-Kappel  
zurück! — da ließ uns O'Connor vor dem kleinen Gottes-  
acker antreten, meldete uns dem Leutnant, und wir erwiesen  
unsern heimgegangenen Kameraden still die letzte Ehre. Dann  
befahl Shell mit schneidend harter Stimme: Rechtsum kehrt!  
Mir nach marsch!...

Es war unterdessen hoher Mittag geworden. Wir zogen  
uns vorerst in den Schatten eines kleinen Holzes südlich der  
Straße zurück, um zu futtern. Darauf blieben wir bis gegen  
Abend liegen und dösten dahin. Mehrmals hörten wir wieder  
deutsche Flieger herannahen und irgendwo am westlichen  
Himmel verschwinden.

Aber sie ließen uns in Ruhe, Gott sei Dank!

Dann begann es auf der Straße drüben lebendig zu werden:  
Eine kleine Kolonne Camions fuhr aus St.-Sylvesters-Kappel  
vor, steuerte mühsam an den Ruinen unserer acht Wagen  
vorbei, und verschwand schließlich in Richtung Cassel, wohin  
auch wir befohlen waren. Keine halbe Stunde später folgte  
eine etwas größere zweite Kolonne. Dann rasch die dritte,  
die vierte, fünfte, immer mehr, in rascher und rascherer Folge;  
wenn jetzt die Göringsgeier wieder anrauschten, dann gab das  
eine schöne Groß-Schlächtereier da drüben! Der strategische  
Rückzug aus Belgien wurde anscheinend bis hierher fortgesetzt!

... übrigens, O'Connor: Wie lange bleiben wir hier nun  
liegen? Auch über Nacht?

Weiß nicht, Boys; will mal rasch den Leutnant fragen, was er vorhat. Wartet einen Augenblick!

Als er vom Waldrand zurückkam, sah er sehr ernst drein: Unser Chief ist krank! Er hat eine ganze Jauche erbrochen! Nirgends ein Kognak da?

... No, nirgends! Aber Whisky, Whisky hab' ich noch, von Toul her, Chief!

So rief Antony Short und kramte wirklich aus seinem Affen eine kleine Pulle hervor.

Leutnant Shell kam innert einer halben Stunde wieder hoch und bat um Entschuldigung: Er habe offenbar etwas Ungeschicktes gegessen, tags zuvor! Vielleicht eine schlechte Schweinswurst? Nun aber sei die Sache wieder in Ordnung, und er danke vor allem Antony Short für seinen Whisky. Dann erklärte er weiter: And now, Boys, ... — wir warten hier bis zum Einnachten. Dann marschieren wir von Hand und querfeldein nach Cassel hinauf; das ist sicherer, als wenn wir uns neue Camions suchen, die zudem kaum zu finden sein dürften. Ihr seht ja selbst, wie dicht sie da drüben einander schon folgen; der Rückzug dauert an...

Eine Minute nach acht Uhr abends ging hinter dem Casselberg die Sonne unter, blutrot; wenig später begann sich die Dunkelheit erstaunlich rasch über Flandern niederzusenken. Um halb neun Uhr krochen wir also aus dem Holz heraus und stapften voran, quer durch die Felder, in Richtung Cassel, wo wir nach gut anderthalb Stunden eintrafen.

Auf der Grande Place war alles vollgepfropft von Cars und Truppen; wir verfügten uns daher in eine Seitengasse, um zu warten, bis uns Leutnant Shell Bescheid bringe, wohin wir unterkriechen könnten.

Das dauerte eine weitere Stunde. Dann erschien er aber endlich doch und führte uns in eine alte Ferme wenig außerhalb des Städtchens, gegen Hondeghem hin.

Für heute hatten wir genug und schliefen auf reichlichen Strohmieten rasch ein; das Nachtessen schrieben wir wieder einmal ab.

Andern morgens begann die Schanzarbeit, um unsern Standort zur Verteidigung einzurichten. Denn nach unserem glorreichen strategischen Rückzug aus Belgien begann jetzt ein neuer Akt des Dramas: nämlich der siegreiche Zusammenbruch vor Dünkirchen!

Im Süden der weiten flandrischen Ebene steigt bis zu fast hundertfünfzig Meter durchgehender Höhe die Kette der Flandernberge an: zu äußerst im Westen erhebt sich der Mont Cassel, im Osten dagegen der noch vom letzten Weltkrieg her berühmte Kemmelberg hinter Ypern.

Gewaltig ist von diesen beiden Endpunkten aus die Rund-  
sicht, nach Norden über die flandrische Tiefebene hin bis ans Meer hinaus; gen Süden dagegen weit in's wundervolle Artois hinein. Steht man bei klarem Wetter in Cassel droben beim Denkmal Marschall Fochs, vermag man an die dreißig Städte und rund hundert Dörfer zu erkennen, von Brügge im Nord-Osten bis zum Wattenberg und den Boulogner Hügeln im Westen drüben.

Diese Flandernberge nun von Cassel bis nach Saint-Eloi und Ypern hinüber verwandelten sich in jenen Tagen zum riesigen britischen Heerlager, das sich in fieberhafter Eile auf die Verteidigung einrichtete. Dessen linke Flanke deckte die ebenfalls zurückgenommene belgische Armee mit ihrem unglücklichen König Leopold an der Spitze. Rechts von uns dagegen standen vor allem Franzosen, zum Teil Schwarze; ebenso hatten sie südlich vor uns das Artois besetzt. Und wir, die letzten Reste des Korps O'Connor-Shell, noch fünfundsechzig Mann stark, hatten die Aufgabe erhalten, uns in unserer Ferne vor Cassel gegen Hondeghem hin einzunisten und zu verschanzen, so gut wir immer könnten.

Der Platz beherrschte das ganze südliche Vorfeld, mit guter Artillerie nötigenfalls bis weit über Hazebrouk hinauf. Und die sechs Maschinengewehre, welche wir erhielten, sollten nach



unserer Ansicht genügen, jeden Anmarsch von Hondeghem her glatt zu verunmöglichen. . . .

Unser Grabensystem zog sich zu beiden Seiten einer Hauptachse in weitem Bogen um die Ferme. Schützengräben, sechs wohlverteilte Maschinengewehrnester, Unterstände und Laufstollen, alles wohl versteift, wurden in ununterbrochener Wühlarbeit angelegt und gegen Fliegersicht getarnt. Das dauerte seine drei Tage, bis gegen Abend des 23. Mai, wobei wir sogar noch Zuzug erhielten: Mit vollen zweihundert Mann rückte am 21., also Dienstags, auch Captain Thomas Driver an, der uns in Roubaix drüben so anständig geholfen hatte.

Da hieß es nun ordentlich zusammenrücken, und wenn's nicht Driver gewesen wäre, weiß nicht, ob wir uns so leicht dazu verstanden hätten. Denn Sie müssen wissen, Sir, — je kleiner unser Korps O'Connor-Shell geworden, um so ausgeprägter war unser Zusammengehörigkeitsgefühl, unser Korpsgeist! Wir hielten gegen alle und jeden dicht, und wenn es selbst General Gort gewesen wäre. . . .

Captain Driver aber ließen wir gelten; und seine Leute waren nicht übel, mit ganz wenigen Ausnahmen, welche bald genug in den Senkel gestellt wurden.

Es dauerte keine drei Tage, so bildeten wir alle zusammen eine einzige große Familie auf unserer Ferme, und hielten uns jeden weiteren Zuzug erfolgreich vom Leibe.

Donnerstags, den 23. Mai, gegen Abend also war die Hauptarbeit getan. Captain Driver zollte beim Hauptverlesen allen seine Anerkennung, und wand uns, vom Zuge Shell, ein ganz besonderes Krönchen. Im übrigen aber erzählte er uns da verschiedene saudumme Sachen über den Verlauf der Weltgeschichte während der letzten paar Tage: Am 20. Mai sei General Gamelin, der Höchstkommandierende aller alliierten Armeen, abgesetzt worden; an seine Stelle trat General Weygand, dessen Name uns so ziemlich unbekannt war. Am 21. sodann, — damned nochmals! — da hätten die Fridoline durch einen Vorstoß über Arras und

Amiens bis Abbéville an der Manche, am Kanal die Verbindung zwischen uns und einem Teil der französischen Nordarmee einerseits, den übrigen französischen Streitkräften anderseits unterbrochen. Wir seien also im Süden eingekreist und müßten versuchen, entweder die deutschen Heeresmassen zu durchstoßen, oder dann mit Gottes und Mister Churchills Hilfe über den Kanal nach England zu entkommen! Sonst erginge es uns übel...

Und so weiter, noch eine Menge.

Wir waren ordentlich schlechter Laune.

Aber was nutzte das, — nun galt es eben, zu tun was irgend möglich war, um heil aus dieser verflixten Mausefalle herauszukommen, in welche uns der famose strategische Rückzug unserer Königlich Britischen Herren Generäle gesetzt hatte.

Mißmutig krochen wir nach dem Hauptverlesen unter.

Kein Witz war mehr zu hören, wie sonst jeweils, bevor das allgemeine Schnarchkonzert begann.

Und irgendwoher aus Süden wuchtete schweres Geschütz, um uns die ganze Sauerei noch besonders nachdrücklich in's Bewußtsein zu hämmern: Eingeschlossen, auf der Landseite! Nun geht denn schwimmen, Boys, wie euch's euer guter O'Connor vorausgesagt hat...

Ich lag ziemlich weit vorne in unserem Kantonement, neben Long Island und Leslie Wood aus Siebeneichen, Grafschaft Kent. Schlafen konnte ich nicht, sondern sinnierte so allerlei herum, wobei ich plötzlich verärgert sagte: Verfluchte Scheiße das!...

Da fragte Leslie: Kannst du auch nicht dösen? Mir ergeht's genau so, und ich überlege mir schon die ganze Zeit her, ob ich nicht aufstehen und ein bißchen frische Luft pumpen gehen soll; kommst du mit?

Yes, all right! Gucken wir uns ein wenig den Sternenhimmel an, und studieren die Gegend bei Nacht, — es kann am Ende nicht viel schaden!

Sachte erhoben wir uns aus dem Stroh und schlichen hinaus.

Draußen saßen Leutnant Joe und unser O'Connor, und fragten uns natürlich, was wir wollten.

Sie hatten aber nicht viel einzuwenden, sondern luden uns einhellig zu sich auf ihre Bank, eine Zigarette zu rauchen. So saßen wir wohl zehn Minuten still.

Dann endlich meinte Leslie Siebeneichen: Leutnant, können Sie mir die Gegend erklären? Ich finde mich bei dieser Beleuchtung nicht so ganz zurecht ...

Joe Shell tat ihm den Gefallen: Da unten, nur wie eine dunkelgraue Masse, das ist Hondeghem. Dicht dahinter, wenigstens scheinbar, mit den drei schwachen Lichtern: Hazebroeck. Links in der Ferne, nur ganz schwach gegen den Horizont abgehoben Lille! Und genau hinter Hazebroeck, dort wo die Leuchtraketen hochgehen, muß Arras sein, wo die verfluchten Fritze sitzen ... — mehr weiß ich auch nicht genau. Meine Karte liegt im Schrotthaufen da unten bei St. Sylvesters-Kappel. Kennen Sie vielleicht sich besser aus, O'Connor? Wo ungefähr vermuten Sie Amiens und Abbéville? ...

O'Connor schätzte nach den Sternen ab: So muß genau Süden sein; Amiens liegt nicht ganz süd-südwestlich, und Abbéville ziemlich exakt südwestlich, beide rund hundert Kilometer von hier entfernt. Ich habe das heute mittag auf der Karte ausgemacht ...

... und wie weit ist es bis nach Dünkirchen? fragte Joe Shell noch. In der Luftlinie? ...

Dreißig Kilometer, Sir!

Hierauf schwiegen wir wieder still, bis sich auch Captain Driver einfand, der ebenfalls nicht schlafen konnte.

Leslie Sevenoaks und ich erhoben uns und wollten abziehn. Aber der Captain hielt uns zurück: Bleibt nur sitzen. Ich möchte gern ein bißchen mit euch plaudern, wenn ihr dazu Lust habt?

Natürlich hatten wir Lust.

Da wollte nun Driver vor allem wissen, was wir so von der Lage dächten, in welche man uns hereinmanövriert hätte? You, O'Connor? ...

N—ja, das ist schwierig zu sagen, Captain! Würde mich interessieren, zuerst die Meinung Leslie Woods zu hören!

Aber auch Leslie Wood behauptete kühn, keine rechte Meinung zu haben, — vielleicht wäre es besser, sich an mich zu halten! ...

Captain Driver wurde leicht ungeduldig: Nanu, ihr wollt wohl einfach kneifen? Das gibt's aber nicht! Und ich mache keinen Gebrauch von eurer Ansicht; könnt also ruhig sein und frisch von der Leber weg reden ...

... All right, Sir! Ich meine ganz einfach: Diese saublöde Situation hätte überhaupt nicht kommen dürfen! Nun ist sie aber da; therefore, deshalb müssen wir nun eben zusehen, wie wir herauskommen. Besteht Aussicht, den deutschen Ring da drüben zu durchstoßen? Dann sind nachher die Fritze am Hang! Besteht dagegen keine Aussicht, so werden wir uns eben hier halten müssen, wenn möglich bis an's Ende des Krieges, wie dies ja auch 1914—1918 der Fall war, nicht? Dazu haben wir doch diese Stellungen gebaut, denke ich.

... und wenn sie nicht zu halten sind, diese Stellungen? Was dann? Dann müssen wir doch zurück, nach Dünkirchen, um uns einzuschiffen, oder?

Captain, ich verstehe nicht viel von strategischen Rückzügen. Aber was wir da in Belgien gezeigt haben, ist nicht gerade erbaulich. Sind denn die Germans wirklich soviel besser? Warum hat man dann den Kampf aufgenommen? Warum? Weiter: Man mußte doch wissen, daß Hitler auch vor Belgien und Holland nicht Halt machen würde, nachdem er uns Norwegen wegschnappte und Dänemark einsteckte; warum ist man ihm nicht wenigstens da zuvorgekommen? Doch wie gesagt, ich verstehe nichts davon, — und das, gerade das ist für unsereinen der Jammer! Daß man selber nichts versteht und dazu noch den Eindruck erhält, die Herren da oben, die Herren Generäle, verstünden leider auch nicht sehr viel mehr ...

Schließlich, einschiffen? Das hieße doch, Frankreich und Belgien im Stiche lassen! Wird das nicht der Anfang des

Endes sein, für diese beiden Länder? Und gerade zum Ruhme des Vereinigten Königreiches dürfte ein solcher stiller Abmarsch auch nicht gedeihen, ganz abgesehen davon, daß ich an dessen Möglichkeit zweifle. Haben uns die Hitlerfritze mit ihren verdammten Göringgeiern bis hierher zurückgetrieben, so werden diese Vögel vermutlich auch über dem Hafen von Dünkirchen, über Calais, Boulogne, und rings herum da drüben Dreck ablassen, wenn nicht endlich unsere Royal Air Force ein bißchen aus dem Bau zu kriechen geruhen will. Gibt es das eigentlich, diese königliche Royal Air Force, — gibt es das auch in Wirklichkeit, oder nur auf dem Papier, im „Daily Express“ und in der „Times“? Nun stimmte auch Leslie Wood und selbst O'Connor zu: Ganz gleicher Meinung, Captain! Gibt es die Royal Air Force und gibt es die berühmte französische Luftstreitmacht wirklich auch in Wirklichkeit, oder nur bei Havas und Reuter? Wir haben bis jetzt verflucht wenig davon gesehn; immer nur die Fritze!

Captain Driver meinte trocken: Das ist's ja eben! Die Deutschen arbeiten mit Panzerkolonnen und Flugzeugangriffen am laufenden Band, daß es nur so rattert, und ganz Belgien von ihren Auspuffgasen stinkt. In London drüben erzählen sie uns dagegen, die Royal Air Force, oh Sir, unsere königliche Royal Air Force! und erst unsere Panzerwagen! — warten Sie mal, bis wir die einsetzen! Da wird den Deutschen Hören und Sehen vergehen...

... bis zur Stunde wurde aber nichts Namhaftes eingesetzt, und derweil ist beinahe uns das Hören und Sehen vergangen! Auch ich verstehe das allmählich nicht mehr! Irgendeine Kleinigkeit klappt da nicht; irgendeine Niete ist hier bestimmt falsch eingesetzt! Doch das unter uns gesagt, und nun gute Nacht!

Damit erhob sich Captain Thomas Driver und verschwand im Dunkel. Auch wir, Leslie Sevenoaks und ich, verzogen uns sichtlich abgekühlt, innerlich und äußerlich. Vielleicht, daß wir nun endlich schlafen konnten?

Es ging wirklich: Nach etwa zehn Minuten schnarchte Leslie schon, als müßte er ganz Siebeneichen umsägen!

Und sein trautes melodisches Lied wiegte schließlich auch mich in's Reich der Träume hinüber.

19.

Auf! Alarm! Flieger, ... — in Deckung!

So brüllte Captain Driver beim ersten Morgengrauen höchst persönlich in unser Kantonement hinein, und wir galoppierten an unsere Posten in den Schützengräben und Unterständen. Leutnant Shell, O'Connor, Long Island, Antony Short, Leslie Sevenoacks und ich hatten unseren Platz zusammen mit acht Mann von den Leuten Captain Drivers, die jetzt ebenfalls Joe Shell unterstellt waren, im Grabenstück zwischen dem dritten und vierten Maschinengewehr. Vorderste Linie des ganzen Systems.

Da hockten wir also hinein in den feuchten Sand und warteten auf die Fridoline.

Es war noch zu dunkel, um weiter als einen Kilometer zu sehen. Das Brummen der Motoren dagegen hörte man deutlich, wie es aus Südosten, aus Richtung Cambrai—Douai herankam. Etwa sechs Minuten dauerte das, dann waren sie schräg links von uns rund tausend Meter über Steenvorde, und hielten Kurs auf Dünkirchen. Was wollten sie da draußen? Ging der Tanz schon los?

Wenige Minuten später folgte ein neuer Schwarm, dessen Anfluglinie nun genau über unsere Köpfe weg ebenfalls nach Dünkirchen wies.

Die dritte Staffel innerhalb ebenso kurzer Zeit flog rechts von uns ungefähr über Arques nach hinten.

Dreck ließen sie keinen. Offensichtlich hatten sie die Aufgabe, Bilder für's Regiments-Fotoalbum heimzubringen; etwa von den Hafenanlagen in Dünkirchen?

Was war da draußen los?

Nach einer kleinen halben Stunde kehrten alle drei Schwärme auf den gleichen Routen zurück, und nun konnten wir sie schon ziemlich weit in's Artois hinauf am Himmel verfolgen. Wir warteten darauf, daß irgendwo Abwehrfeuer einsetzen würde. Aber nichts! Kein Flintenschuß war zu vernehmen, geschweige denn etwas von Flak oder so.

Nach einer Stunde gondelten sie neuerdings daher, nunmehr im strahlenden Licht der schönsten Morgensonne. Was sollte diesmal daraus werden?

Wiederum nichts Besonderes für uns!

Als machten die Herren Fridolins vom Stalle Göring ihren kleinen Morgen-Trainingsflug, spazierten sie da oben über Feindesland herum und taten, als merkten sie gar nichts davon, wer alles sich auf den Flandernbergen eingenistet habe. Erst nördlich, jenseits unseres Horizontes schienen sie diesmal doch auf irgendein Hindernis gestoßen zu sein: Einige Maschinengewehrsalven ratterten los, — mit dem Ergebnis, daß wenige Sekunden später ein steuerloses Royal-Air-Force-Vögelchen keine zehn Yards über unsern Köpfen weg heruntersauste und vor unserem Graben aufschlug, während sein Pilot noch hoch am Himmel an einem Fallschirm langsam dahinbaumelte und irgendwo hinter Hazebroek niederkam. Er soll nach später herumgebotenen Berichten an die sieben blaue Bohnen im Leibe gehabt haben, doch alle ungefährlich.

Eigentlich ärgerten wir uns ein wenig darüber, daß der Luftkampf für uns nicht sichtbar gewesen war: Wir hätten uns dieses Intermezzo gerne einmal mitangesehen, vorausgesetzt allerdings, daß dabei unsere Leute gut abschnitten. Nun, — nach einer Stunde schon bekamen wir Luftkampf zu sehen, mehr als uns lieb war.

Von Boulogne her flogen nämlich etwa zwanzig französische Jagdmaschinen in Richtung Lille heran, als just die Fritze von vorhin aus Norden wieder aufkamen und die Franzosen seitlich faßten. Ei, ui, prrrrr, — das wirbelte ja wie toll in Volten, Loopings, und wie alle diese Narreteien heißen. Dazu ein Geknatter alle Augenblicke, daß uns fast

übel wurde, besonders als wir in unsere Stellung hinein ebenfalls etliche Schuß serviert erhielten. Nach kaum drei Minuten erfolgte der erste Absturz, — hurra! ein Fridolin! Doch damned, ihm folgten sofort gleich zwei Franzosen mit langer Rauchfahne, während sich der verflixte Göringsgeier knapp zehn Meter über dem Boden plötzlich wieder auffing, — er hatte seine Gegner nur genarrt, der dämliche Falott! So ging das drei-, vier-, fünf-, sieben-, zehn-, zwölfmal, Wir schrien hurra! ein Fritz! Und jedesmal war's Essig, während die Franzosen nun schon sechs Maschinen senkrecht absacken lassen mußten. Bald folgte die siebente und auch gleich die achte nach, — da erst sauste endlich auch ein German in den Grund! Nun aber war es uns verleidet, hurra zu schreien, um so mehr als wir beobachten mußten, daß der deutsche Pilot am Fallschirm hing, während die Franzosen durchwegs mit ihren Kisten niedersausten.

Da, da, schau her, O'Connor! Sehen Sie, Leutnant Shell, was dort drüben gespielt wird, ... — dort die zweite Maschine links außen! Verdammt nochmals, jetzt, jetzt! ... Oha, verreckt! Bra- ... oder nein, da konnte man schon eher sagen schade! Alles was recht ist!

Da, nochmals der gleiche Versuch, ... — uiiii, uiiiiii, wieder nichts! Und gleich darauf ein drittes Mal, — Daumen halten! Herrgott von Manchester, der verdammte Kerl hat's geschafft! Bravo, bravo, bravo Fridolin, ... — das war ein Schauspiel! ... ein Schauspiel sag' ich Ihnen, Sir, wie man es nicht alle Tage sieht!

Also, das ging so: Acht Franzosen waren schon abgestürzt! Da traf es endlich auch einen Deutschen, — sackte gleichfalls senkrecht ab, Nase voraus, und zog rasch eine lange schwarze Wolke nach sich. Aber der Pilot war mit seinem Fallschirm ausgesprungen. Langsam ging er nieder, aus etwa zweitausend Meter Höhe. Da fliegt ihn einer seiner Kameraden ganz langsam an, von Osten her, mit dem Winde. Umkreist ihn ständig, bis er auf den Boden kommt, weit draußen auf einem schön ebenen Felde; fliegt ganz nahe an ihn heran, einmal, zwei-



mal, dreimal, und beim dritten Mal gelingt es dem Gelandeten, der sich unterdessen vom Fallschirm freigemacht hatte, auf das anrollende Flugzeug zu springen, ohne daß es ganz stillzustehen braucht; nein, es saust sofort mit Vollgas voraus und steil hinauf, ... — die herbeieilenden Franzosen können nur noch den leeren Fallschirm gefangen nehmen. Das war fein gemacht ... Unterdessen fuhren nochmals drei Franzosen Kopf voran in den Morast, während sich die übrigen mit vieler Mühe und Not nach Osten davonstellen konnten und sicherlich schon weit über Lille hinausgeraten waren.

Die Deutschen ließen sie schließlich ziehen und setzten ihren Weg in Richtung Cambrai—Douai fort. Sie konnten bei Gott zufrieden sein: Kampfstärke ungefähr pari; Abschlußverhältnis dagegen elf zu eins, abzüglich den geretteten Piloten! Und dabei verstehen doch auch die Franzosen allerhand vom Fliegen. Aber ihre Apparate waren den deutschen Maschinen offensichtlich nicht ebenbürtig.

Warum das, Sir? Man hatte doch immer erzählt, die Germans könnten keine anständigen Flugzeuge bauen, weil sie die nötigen Rohstoffe nicht besäßen! ...

Und noch eine Frage: Warum lagen auf den Flandernbergen immer noch keine Abwehren? Es zuckte uns allen in allen Fingern, den frechen Göringgeiern mit unsern Flinten eins von unten herauf in die Federn zu patzen, als sie so gemächlich über unsere Linien hinwegscharschwänzelten, nur leider etwas zu hoch für unsere Munition!

20.

So ging das nun ziemlich den ganzen Tag weiter, am 24. Mai: Die deutschen Flieger kamen und gingen, in großen und kleinen Schwärmen, links schief, rechts schief, oder senkrecht über uns hinweg, bis gegen Abend; und wir lagen da unten, sahen ihnen zu, und weiter nichts!

Zum Luftkampf kam es nochmals kurz vor drei Uhr: Sechs deutsche Jäger gegen sieben Franzosen, mit dem Resultat,

daß nach kurzem Tanze nur noch fünf Deutsche und kein einziger Franzose mehr oben waren. Die Abstürze der Maschinen erfolgten in der Gegend von Théroouanne. Der deutsche Pilot dagegen ging mit seinem Fallschirm ausgerechnet und wie abgezirkelt im Feuerteiche unserer Ferme nieder, wo ihn die Gruppe Corner herausfischte und gefangen nahm. Sofort wurde er vor Captain Driver geführt: wiederum so ein blutjunger, bildhübscher Kerl mit gemütlichem Schwabengesicht! Als Ort seiner Herkunft gab er an: Konstanz am Bodensee . . .

Abends nach dem Hauptverlesen sollte er gepflegt und unter Eskorte aus seinem vorläufigen Kantonement im leeren Schweinekober der Ferme nach Cassel hinauf überführt werden. Da war er aber schon verschwunden, wie vom Erdboden verschluckt, und Captain Driver ärgerte sich sehr. Den ersten Zorn bekam natürlich die Wache vor dem Kober zu fühlen: Oliver Tweed und Stanley Princeton faßten gleich vierundzwanzig Stunden Cachot im gleichen leeren Kober, obwohl sie hoch und heilig schworen, sie hätten ihren Posten nicht auf eine Sekunde verlassen.

Aber auch die übrige Mannschaft hatte die nächsten Tage ein wenig unter des Captains Mißmut zu leiden. Immer noch suchte man umsonst nach dem verschwundenen Fridolin und kehrte rein nutzlos das Unterste zu oberst, bis schließlich Leslie Sevenoaks resigniert zu O'Connor sagte: Ich hab's heraus! Der verflixte Falott ist meiner Seel' mit seinem Fallschirm wieder aufgefliegen! . . .

Was uns nur recht war. Die marode Stimmung verleidete uns, und nützte ja niemand etwas, nicht einmal dem Captain selber. Aber rätselhaft blieb die Sache auch weiterhin, bis endlich Oliver Tweed wenigstens herausgefunden hatte, daß sich ein sehr schlanker und sehr wendiger Junge zur Not durch den Einschütt der Schweinetränke zwingen konnte. War ihm das einmal gelungen, dann verkroch er sich vorerst am besten in eine Strohmiete unseres Kantonements, wo wir ihn natürlich nicht suchen würden und auch wirklich nicht gesucht haben,

sonst wäre der listige Schwabe sicher noch geschnappt worden. So jedoch machte er sich einfach nachts davon, — und tatsächlich wollte sich nun James Groggy erinnern, daß während seiner Wache vier Mann zum Pissen herausgekommen, aber nur noch deren dreie wieder hineingekrochen seien. Der Konstanzer sprach gut Englisch . . . Damned, — nun saß der Kerl gewiß wieder bei seinen Kameraden drüben und erzählte ihnen, wie es bei uns aussehe. Wohl darum bekamen wir plötzlich so genau gezielten Artillerie- und Fliegerbeschuß in unserer Ferme? . . . — doch damit greife ich einige Tage vor, Sir!

Kehren wir zum 24. Mai zurück: Unser Gefangener war also wieder ausgerückt; unser Captain fuchsteufelswild; und wir alle sehr betreten, besonders darüber, daß wir nun für den Abend auf den Umkreis unserer Stellung konsigniert wurden. Also praktisch genommen trockengelegt; denn außer Wasser ab der Röhre gab es da natürlich nichts zu löten! O'Connor allerdings lachte darüber nur und hatte seine Freude daran, wie er mir offen eingestand, als wir selbdrift mit James Groggy noch für eine Stunde in unserem Grabenstück vorne lagen und nach den Sternen gukten. Denn Sie müssen wissen, Sir: Unser Sold in englischem Geld und was wir sonst an Pfund Sterling etwa auf uns trugen, na ja, das war eine hübsche Stange Moneten, verglichen mit den kümmerlichen Francs und Sous der Poilus; davon ließ sich schon was ordentlich Dickes anreißen!

So kam es leider, daß manchmal nicht nur getrunken, sondern frank und frei gesoffen wurde; Wein und besonders natürlich Whisky die Menge!

Das war O'Connor zuwider, gemäß seiner Theorie: Sauft mir niemals mehr, als ein Baby verträgt! . . .

Wir von seiner Gruppe, vom Zuge Leutnant Shell, hielten uns auch im allgemeinen so ziemlich an diese Maxime, mit einer gelegentlichen Ausnahme, wenn's die Stimmung gerade so ergab und auch O'Connor mithielt. Aber es gab da leider, besonders unter den Leuten Leutnant Chapters und Leutnant

Corners, die mit Captain Driver zu uns gestoßen waren, einige richtige Sauflöcher, die selbst ihren Chiefs schwer zu schaffen machten.

Ich erwähne das, weil es in der Folge so manchem Kameraden zu einem vorzeitigen Abgang verhalf, — es war manchmal wirklich ein Jammer!

Ich glaube ernstlich: Bei den Deutschen gab's das nicht, denn sonst hätte ihre Kriegsmaschine nie und nimmer so unheimlich genau geklappt! Bei uns, und erst recht bei den Franzosen klappte nichts; immer weniger, je mehr getrunken wurde; und es wurde immer mehr ge—soffen, je weniger bei uns die Sachen noch klappten . . .

Ja, ich glaube ernstlich: Wenn wir auch die zweite Runde verloren, und nachher die Franzosen sogar die entscheidende dritte, dann waren daran, sagen wir zu mindestens einem guten Prozent, die tollen Saufereien auf unserer Seite mit schuld, . . . — manchmal wirklich zuuu arg!

Das geben Ihnen jetzt sogar viele Frenchmen zu . . .

Um neun krochen wir also unter, O'Connor und ich, während James Groggy draußen blieb; denn um elf sollte er ja seine Wache schieben und dabei den schönen Konstanzinesen durch die Latten gehen lassen!

## 21.

Die Tagwache am 25. Mai lautete wörtlich gleich wie gestern: Auf! Alarm! Flieger, . . . — in Deckung!

Nur daß sie diesmal um eine gute Stunde später angesetzt war. Offensichtlich fiel tags zuvor die Bildausbeute des ersten Aufklärungsfluges bei Morgengrauen etwas mager aus, da drüben bei den Fritzen!

Im übrigen ungefähr das gleiche Bild, nach wie vor: German plans die Menge, und fast stets allein auf weiter Himmelsflur. Einmal nur auch fünf Franzosen ganz drüben über Lille, die sich jedoch gar nicht erst an die deutschen Messerschmitte

herangetrauten, sondern umgehend nach Süden und hoch in die Wolken verschwanden.

Nachmittags schließlich, — man höre und staune! — eine Siebenerstaffel der Royal Air Force, im Kampfe mit vier Fritzeken über Saint-Omer, Béthune, und schließlich über Armentières: Für beide Teile siegreich, laut nachherigem Heeresbericht am Londoner und am Deutschland-Sender; wir dagegen machten unentschieden aus: Denn nach einigen letzten dreidimensionalen Menuetten über Armentières ging offensichtlich allen zusammen der Most aus und sie drehten ab, — hie Richtung England, hie Richtung Berlin-Tempelhof! Das war ziemlich kläglich, wenigstens für unsere königlichen Spitfires: Sieben gegen viere, mit dem Resultate Null zu Null? . . .

Allmählich erlahmte daher unser gestern noch so reges Interesse für diese Libellentänze da oben. Wir legten uns die meisten auf den Rand und schliefen oder sinnierten irgend etwas nach, oder auch nichts, je nach Laune und Gelegenheit.

Oben zogen schöne weiße Wolken von West nach Ost.

In der Ferne wuchteten zwar Geschütze, wie es schien sogar etwas näher als gestern, aber ohne uns großen Eindruck zu machen. In einem zurückliegenden Graben zog einer seinen Fiedelbogen, — O Santa Lucia!, — begleitet auf dem Schifferklavier. Ein bißchen kitschig, aber gerade deshalb um so rührender, wenn man bedachte, daß sie derweil in Italien drunten ganz andere Liedlein piffen!

Und so weiter, . . . — alles in allem ein wunderschöner, serener Maientag mit dolce far niente!

Abends Ausgang: Die ganze Blase natürlich nach Cassel hinauf, ins Grand-Hôtel du Sauvage, zum Wilden Mann, um die neuesten Nachrichten abzuhören, wobei wir in ganz Europa herumfuchtelten! . . .

Da, mitten in die fröhlichste Stimmung hinein: pumm, pumm, ramm, ramm—ramm—rack, pumm!

Das Städtchen Cassel erlebte seinen ersten größeren Schlammassel: Etwa zwanzig Bomben des Kalibers reichlich dick genug, made in Germany, kündeten offiziell den Beginn des



Schlußkapitels in der Geschichte unseres Königlich Britischen Expeditionskorps, Jahrgang 1939/40, an und rissen ihre Löcher in die alten Häuserzeilen.

... Schweinerei das!

Der Wilde Mann und auch die sämtlichen übrigen Pinten waren ziemlich hurtig leer. Scheinwerfer streckten ihre grellen Lichtkegel in die Finsternis hinauf; irgendwo im Osten der Stadt schoß sogar endlich einmal etwas nach oben, wohl ein Dutzend Schüsse. Aber herunter kam nun schon nichts mehr, weder weitere Bomben, noch irgendwelche Flugzeugbestandteile. Die verdammten Geier hatten also längst wieder abgedreht?

Mit dem Schlafen in unserer Ferme wurde es nun selbstverständlich Essig: Denn für's erste konnte fortan jeden Augenblick auch sie einen Dreck abbekommen; für's andere hieß es jetzt selbstverständlich in Stellung ziehen, um allzeit bereit zu sein. Zwar war das ja Unsinn, Irrsinn, — wie sollten die Deutschen jetzt schon hier oben anplustern, wo doch immer noch das ganze Artois fest in französischer Hand stand? Fieberphantasien ... — höchstens einige Fallschirmler!

Aber egal, nun lagen wir also in Stellung, Gewehre schußbereit, Munition griffbereit, Handgranaten wurfbereit! Mochten sie demnach kommen, die Fritze, selbst per Fallschirm, — der Empfang würde nicht gerade freundlich sein. Und auch die Maschinengewehre waren darauf eingerichtet, sogleich loszurattern. Ja, irgendwoher kam sogar Artillerie angefahren und stellte sich hinter uns bereit, um den Germans über unsere Köpfe hinweg ihre biestaften Splitterkoffer vor die Füße zu setzen, falls sie sich heranzupirschen versuchen sollten. Jetzt hieß es endlich: Bis hierher, weiter nicht mehr!

Hier auf den schönen Flandernbergen lag der archimedische Punkt, mittels dessen wir Hitler-Deutschland aus den Angeln heben würden, verdammt nochmals! ...

O'Connor, Long Island, Antony Short, Leslie Wood aus Sevenoaks, Grafschaft Kent, James Groggy und ich standen im vordersten Graben und starrten hinaus, nach Süden: Weit drüben hinter Hazebrouck brannte der Himmel; ebenso gegen

den ganzen Westen hin, jetzt schon bis in die Richtung von Boulogne ungefähr; Geschützfeuer und Einschläge blitzten immer wieder auf, bald da, bald dort, etwas näher als gestern, wie es schien. War wirklich die Armee des französischen Generals Giraud, die den Durchbruch nach Süden bei Valenciennes erzwingen wollte, kaputt gegangen? Eine spitze Feuerzunge wälzte sich aus jener Gegend herunter; und eine zweite auch schon von Arras her gegen Saint-Omer! Neue Vormarschlinien der Deutschen?

Das ging ja rasend rasch, unglaublich, das reinste Präriefeuer. Waren die Franzosen müde, fertig?

Einzig im Osten schien die Sache noch in Ordnung zu sein. Dort stand der feine Leopold von Belgien und wehrte sich für jeden Zoll breit Boden wie der leibhaftige Löwe von Flandern, — alle Achtung! Für unsere linke Flanke demnach nichts zu befürchten!

Aber da vorne, südlich, im Artois, da sah's wirklich schon recht lausig aus: Ruckweise sozusagen rückte die Feuer- und Rauchmauer näher heran; dann schoß da, dann dort, dann noch näher eine solche verfluchte Zunge vor, immer irgendeiner wichtigen Heerstraße längs; und im Nu, mit buntem Funkensprühen, deckte sich der Zwischenraum nach hinten ebenfalls schon wieder ein.

Dieses irrsinnige Schauspiel konnten wir von bloßem Auge während der ganzen Nacht verfolgen: Nur noch rund fünfzig, vierzig, fündunddreißig Kilometer von uns entfernt. Schön lag sein leichter Widerschein glutrot in unseren Augen und auf den blanken Stellen unserer Waffen.

Wenn das so weiter ging, den ganzen Tag, so standen wir nächste Nacht im Nahkampf mit den Fridolinen.

Gegen vier Uhr morgens, am 26. Mai wußten wir endgültig Bescheid über die Lage...

... Unteroffizier O'Connor? hatte es plötzlich aus dem Dunkel eines Unterstandes hinter uns geheißen, wo eine Telefon-Ordonnanz lag: O'Connor? Yes. Sir!

Er sollte zum Hauptmann Driver hinauf, mit fünf zuverlässigen Leuten, und rief nun sofort auf: Island, Short, Wood, Groggy, and Chester, — mitkommen ...

Was sollte das bedeuten?

22.

Captain Thomas Driver lag in einem guten Unterstand am höchsten Punkte unseres ganzen Grabensystems und hatte von dort herab einen trefflichen Überblick; sah wie von einem Balkonsitz aus fast jeden einzelnen Mann in den Gräben unten am Hange, ähnlich wie im Kintopp die Bankreihen; vorne dagegen das grandiose Schauspiel des unaufhaltsamen deutschen Vormarsches quer durch ganz Nordfrankreich hin und auf uns zu!

Er blickte sehr ernst drein, mit schwarzen Augenringen und blutleeren Lippen.

O'Connor meldete sich mit uns fünf Mann.

Schön. Und nun schaut euch der Reihe nach einmal durch mein Scherenfernrohr die Sachen an, die ich euch jetzt rasch zeigen will!

Nummer eins: Unsere vorderste Stellung bei Hazebrouck! O'Connor blickte durch die Gläser, zwei, drei Sekunden lang, und trat dann totenbleich zurück, um Long Island heranzulassen; dito, um Short heranzulassen; dito um Wood heranzulassen; dito um Groggy heranzulassen ...

... schließlich ich: Damned!

Deutlich erkannte man links und rechts von Hazebrouck unsere Stellungen, vollgepfropft mit Leuten, die sich in tollstem Handgemenge gegenseitig knockout bengelten. Und von Süden her, sowie besonders aus der Stadt drang eine unabsehbare Kolonne von Menschen, Tigern, Soldaten, Kinderwagen, Automobilen, all der Teufel in die Stellungen ein, durch sie hindurch, gegen Norden, uns entgegen.



Nummer zwei: Genau das gleiche Bild schon in St.-Sylvesters-Kappel drüben ebenfalls.

Nummer drei: Dasselbe in Aire, in Arques, in Saint-Omer von Westen her, und selbst in all den kleineren Dörfern und Weilern zwischendurch! Stets das gleiche Bild ...

Das sah ja freundlich aus, und innerhalb sechs bis sieben Stunden möchte die Sache auch bei uns beginnen. Was sollte man da dagegen tun?

Captain Driver zuckte nur die Achseln und meinte schließlich resigniert: Hineinkartätschen geht wohl nicht gut an? Also muß man die Leute durchlassen und ihnen sogar helfen, so viel als möglich, damit sie rasch vom Flecke kommen! Ich versuchte, denen da vorne Bescheid zu machen. Vergebens, — kein Telefon funktioniert, kein Signal, nichts. Und doch muß etwas geschehen. Nach hinten habe ich um Cars gebeten, welche wir bereitstellen wollen, um die Massen nach Dünkirchen zu bringen und wenn irgendmöglich nach England hinüberzuschaffen! Sie rollen heran, — binnen einer Stunde sind sie vielleicht da. Unterdessen aber schlagen sie einander da vorne unnütz tot, die Biester, ... — Ihr müßt sofort vor, und Ordnung schaffen, in Hazebrouck! Ich gebe euch meinen Wagen ...

Zuerst in Hazebrouck, dann in Aire, in Arques, in Watten. Nach St.-Sylvesters-Kappel geht eine Gruppe des Hauptmanns Young da drüben. Seht zu, wie es geht, aber rasch; fahrt wie der Teufel! Los ... — mein Wagen steht an der Ferme. ... Zu Befehl, Captain, all right!

Und wir sausten ab.

Vorne sah es wirklich traurig aus. Die Spitze des grauenhaften Flüchtlingszuges begegnete uns etwa zwei Kilometer außerhalb des Städtchens Hazebrouck. Da zog eine Frau einher mit sieben Kindern, die jüngsten beiden auf ihrem linken Arm, mit einem Handwagen, worauf zwei Untermatratzen geladen waren, und mit drei Ziegen, in wilder Hast. An den Füßen trug sie nur Bastschuhe; die Kinder waren sogar barfuß.

Fünzig Meter hinter ihr folgten einige Poilus, ohne Waffen, ohne Helme und Affen, zum Teil mit verbundenen Gliedern. Offizier war keiner da.

Dann ein hinkender Bauer mit Schubkarre, auf welcher sein blinder Alter saß, in jedem Arm ein Ferkel.

Sechs Klosterfrauen mit Fahrrädern, aber sämtliche Luftschläuche platt; und auf den Gepäckträger vorn und hinten je ein schreiendes Kleinkind ...

Und so weiter, — schaurig, schaurig, und immer dichter aufeinander, in fiebernder Hast, das Grauen im Antlitz und namenlose Furcht!

Mühsam bahnten wir uns mit dem Wagen unsern Weg nach vorne, bis wir endlich die ersten britischen Soldaten trafen und ihnen die nötigen Weisungen geben konnten: Befehl von hinten, Captain Driver, Cassel! Alle Leute durchlassen und ihnen helfen, so gut es geht. Es kommen sofort Cars herein, um ihren Abtransport zu beschleunigen. Soldaten dagegen zur Seite nehmen, wenn sie nicht verwundet sind; neu ausrüsten, und zwischen euch in die Linien stellen. Verwundete Poilus gesondert sammeln! Die Telefonverbindungen nach hinten wiederherstellen ...

... meldet das euerem Chief nach vorne, aber rasch!

Wir warteten fünf Minuten, bis Bericht zurückkam: Alles all right, wird gemacht!

Und tatsächlich merkte man schon innert weniger weiterer Augenblicke, daß eine gewisse Ordnung in die Sache kam. Wir konnten also nach Aire hinüberfahren. Unsere Kameraden beidseits Hazebrouck würden schon das Richtige tun. Auch in Aire ging es rasch all right. Ebenso im Arques.

Also weiter nach Saint-Omer!

Dort hatten sie unterdessen wieder telefonische Verbindung mit Cassel erhalten und schon umgestellt. Wir konnten daher gleich nach Watten hinunter weitertrudeln.

Dort sah es nun aber ganz arg aus.

Das Dorf war zum größten Teil nur noch ein Trümmerhaufen, schon jetzt. Deutsche Fliegerbomben hatten gearbeitet,

da sie dort einen Munitionstransport sichteten. Mit einem Wagen durchzukommen rein unmöglich!

Der ganze Verkehr spielte sich querfeldein ab, wo sich auch Stellungen befanden. Diese waren im Süden, also gegen Saint-Omer hin, von britischen Truppen besetzt; im Norden dagegen saßen Franzosen und besonders Schwarze darin. Die anmarschierenden Flüchtlinge, aus Richtung Boulogne, zählten schon nach Zehntausenden. Und das Schlimmste war: Teile der französischen Besatzung in den Stellungen eröffneten sogar das Feuer gegen ihre unglücklichen Landsleute, besonders die kopflosen Schwarzen; während gleichzeitig andere alles hinwarfen und in einem Anfall der tiefsten Verzweiflung selber angingen, zurückzumarschieren.

Mühsam, mühsam nur gelang es O'Connor, auch hier die Leute zur Vernunft zu bringen. Wir mußten jeden Augenblick gewärtigen, selbst auf's Korn genommen zu werden. Ja, ein solch verdammtes Aas von Nigger zog sogar gegen O'Connor blank, worauf ihn dieser mit zwei wohlgezielten Püffen stillschweigend umlegte, — ich erwähnte das schon früher, Sir, wenn Sie sich erinnern?

Endlich, endlich aber gelang's auch hier: Ein französischer Sergeant, der vortrefflich Englisch sprach, kam irgendwoher angegangen und schrie seinen Leuten zwei, drei Sätze von einer Mitrailleuse ins Gesicht, ... — huiii, wie die sich dünn machten! Und gleich darauf erteilte er seine weiteren Weisungen gemäß unsern Erklärungen so ruhig und gelassen, wie ein Reverend die Kinder das Vaterunser lehrt. Offensichtlich war dies sein üblicher Ton, und der vorige Anpfeifer bei ihm etwas derart Unerhörtes, daß die Poilus wirklich wußten, was es geschlagen haben mußte. Schließlich entschuldigte er seine Leute sogar bei O'Connor: Wir haben Befehl erhalten, alle Flüchtlinge zurückzutreiben, wenn nötig mit Waffengewalt. Dabei sind viele meiner Poilus aus der Gegend, woher diese armen Teufel jetzt herüberkommen. Begreifen Sie? ...

Nun aber ist's ja gut. Ich nehme es auf mich, gegen den Befehl unseres Stabes nach eueren Anordnungen vorzugehen. Denn auch meine Mutter steht da drüben; drum war ich nicht sogleich zur Stelle, als Sie hier heranzufahren. Ich danke Ihnen, und lasse auch Captain Driver danken. Auf Wiedersehn, Kameraden! ...

Auf Wiedersehn, Sergeant, ... — doch nein, halt, hören Sie noch rasch: Wenn Sie den Leuten da drüben erklärt haben, daß sie gleich abgeholt werden sollen, dann bringen Sie uns Ihre Mutter her. Wir wollen sie mitnehmen, in unserer Kutsche da! Wenn sie wenigstens allein ist?

Da entgegnete der Sergeant: Ich danke euch, danke euch; will es ihr sagen! ...

Dann kam er zurück, ohne die Mutter: Sie will nicht! Sie will warten, wie die andern; keinen Vorzug vor ihnen haben. Aber es sei da eine junge Frau, hochschwanger, — ob wir vielleicht diese mitnehmen möchten?

Und stolz fügte der Sergeant bei: Das ist meine Mutter, sehen Sie; nichts zu machen, nicht dagegen anzukommen; der gilt nicht nur Liberté, nicht nur Freiheit; auch die Gleichheit, und die Brüderlichkeit, Egalité, Fraternité! Ihr Urgroßvater war Jakobiner. Sie stammt aus Toulouse, eine Dumesnil-Saint-Pierre! Meine Mutter ...

Selbstverständlich nahmen wir die junge Frau mit; und als wir sie in Cassel droben ablieferten, war es höchste, allerhöchste Zeit. Sie genas eines Knaben, acht Pfund schwer, und etwas dazu.

Captain Driver nahm O'Connors Rückmeldung mit Befriedigung entgegen: Ist gut. Es klappt jetzt. Die ersten achthundert Personen sind vor einer Stunde schon hier durchgefahren, auf unsern Camions. Ich habe euch im Scherenglas verfolgt. Auch das mit dem Nigger sah ich, ... war gut angefaßt, O'Connor, alle Achtung; man wird sich also vor Ihnen in acht zu nehmen haben, von wegen Kinnhaken und Rippenbrüchen, was?

Dann bezogen wir wieder unsern vordersten Graben, futterten gleich Frühstück und Mittagessen im gleichen Gang, und zählten nachher die Camions, welche von Hazebrouck heranzufahren. Bis abends fünf Uhr waren es insgesamt sechshundertachtundvierzig. Zu je rund dreißig Flüchtlingen die Ladung, — eine hübsche Summe! Was sie wohl in Dünkirchen drüben sagen mochten, zu solchem Segen?

Sonst fiel diesen Nachmittag nichts mehr vor von Belang, außer einem deutschen Fliegerraid, der aber zu unserer Überraschung keinen Dreck ließ; sie hatten anscheinend über Hazebrouck bemerkt, um was es sich handle; oder vielleicht auch nur keine Lust, keine Zeit; vielleicht einen wichtigeren Auftrag, als Flüchtlingskolonnen zusammen zu kartätschen? . . .

Ja, selbst uns ließen sie hochmütig in Ruhe, obwohl da drüben im Osten Cassels unsere Feuerspritze wieder in Funktion trat und wie wild nach oben schoß. Natürlich ohne mehr als etwas blaue Luft zu treffen. Was sich die bildhübschen blutjungen Fridoline dabei denken mochten, die da oben so gemütlich nach Dünkirchen hinübergondelten und uns hochnäsiger ignorierten?

Werden sich gedacht haben: Na, wartet mal bis morgen. Morgen, meine Herrschaften; da woll'n wir denn ja wieder kommen, und uns mal ooch um euch ein bißchen kümmern, gelt! . . .

Nach dem Abendessen wurde Schicht gemacht. Von acht bis zwölf wachen O'Connor und James Groggy; dann bis vier Uhr Chester und Sevenoaks; schließlich bis acht Uhr Long Island und Antony Short, der ganz lange und der ganz kurze zusammen! Richtet euch danach ein!

Und wir richteten uns danach ein; Ich zog einen Schnarch, bis punkt Mitternacht; darauf schauten wir uns neuerdings das Feuerwerk da drüben im Artois an, das nun schon auf dreißig und zwanzig Kilometer herangerückt war; und wir kalkultierten aus, wann wohl der eigentliche Schlamassel bei uns hinten losginge?

Nach meiner Schätzung hatten wir für den heutigen Tag, den eben angebrochenen 27. Mai 1940, damit zu rechnen, daß die Fritze versuchen würden, nunmehr mit uns Tommies persönlich anzubinden. Etwa vormittags neun Uhr vielleicht, im Raume gleich vor uns, beiderseits von Hazebrouck. Und meine Schätzung traf tatsächlich in groben Zügen zu. Auch im Raume Hazebrouck!...

In Sachen Zeitpunkt allerdings hatte ich nicht mit der deutschen Taktik gerechnet: mit ihren Stukas, die den andern allen immer um eine Lange-Nasen-Länge voraus waren. Der Angriff auf die Flandernberge begann nämlich in seiner ganzen Breite wenigstens aus der Luft schon morgens drei Uhr, noch in unserer Wache!

Ein kleines Hors-d'oeuvre sozusagen, eine kalte Platte, ein Gabelfrühstück...

Punkt drei Uhr früh schlugen mitten in unsere schöne, und gegen Fliegersicht fein abgetarnte Stellung gleich so zwanzig Splitterkoffer ein und warfen alles drunter und drüber: Lehm- batzen, Stahlhelme, Gewehrkolben, amputierte Ober- und Unterschenkel, ja sogar ganze Tommies samt Uniform; Suppen- kessel und Kühlmäntel von dreien unserer sechs Mitrailleusen samt sonstigen lebenswichtigen Bestandteilen dieser Sorte Ratterbüchsen, — kurzum, ein richtiger russischer Salat. Schätzungsweise hundert Tote oder so.

Bei uns in der vordersten Linie drunten gingen auch zweie ab: nämlich Antony Short und Long Island, denen die nächste Wache zugeteilt war. Hinten reichte es den Leutnants Corner, Teeth, Harding und Swallow; Oberleutnant Bard; den Sergeanten Hunter, Smith I, Smith II und Smith III, so daß also Smith IV nunmehr auf Nummer eins vorrückte: zwei Telefonisten samt ihrer ganzen Anlage; vier Sanitätern; und so weiter.

Mir persönlich schlug es erst einmal den Stahldeckel von der Birne; dann als Ersatz einen Rasenwasen darauf und schließlich

ausgerechnet das Visier von der Flinte. Sonst nichts, keinen Knopf mehr.

Etwas schlimmer traf es Groggy: Linke Hand winke winkel Nasenspitze weggesäbelt! Hosenboden aufgeschlitzt, bis auf die Haut, aber nicht weiter; und die Flinte spurlos verschwunden, ganz einfach weg!

O'Connor sodann vermißte seinen Affen samt Inhalt und das Deckglas seiner Armbanduhr, die aber im übrigen samt allen Zeigern unversehrt weiterlief: tiktiktiktiktik...

Den übrigen von unserer näheren Bekanntschaft, also Leslie Sevenoaks, Leutnant Joe Shell, Oliver Princeton, Stanley Princeton, Oliver Tweed und Captain Driver war weiter nichts passiert, als daß ihnen der Schlaf gestört wurde. So fing es an, mit den zwanzig Bomben...

Selbstverständlich lag ob uns auch die ganze Ferme in Trümmern, so daß der weitere Beschuß dorthin, den sich die Fritze in der Folge noch gelegentlich leisteten, keinen militärischen Wert mehr hatte, es sei denn höchstens als kleine Zielübung.

Eine halbe Stunde später erschien ein Geschwader dieser dämlichen Stukas und flog ebenfalls unsere Stellungen an, — taktaktaktaktaktakt...

Das traf nun den armen James Groggy noch fertig zu Tode: Leslie Wood aus Siebeneichen mit drei Streifschüssen an seinen echt britischen Schinken; mich mit einem Schusse beinah, beinah in die Fresse, aber nicht ganz; und hinten ebenfalls noch eine arge Nachlese von rund dreißig Toten. Insgesamt also ein ziemliches Loch in Captain Drivers Mannschaftsliste, nur so als erstes Gabelfrühstück, was? Dann hatten wir fünf Stunden Ruhe: Zeit, uns den Schaden zu besehen und uns für den nächsten Run zu stärken.

O'Connor und ich schleppten sofort die sämtlichen Toten, welche wir in unserer Umgebung fanden, in unsern vordersten Graben zusammen und deckten sie mit etwas Erde zu. Das gleiche taten natürlich alle andern, die dazu noch fähig waren. Oder trugen Verwundete nach hinten. Oder räumten

Schutt weg. Allerlei solche Beschäftigungen. Dann richteten wir uns in den obern Stellungen neu ein, soweit es noch ging.

Um acht Uhr dreißig folgte die zweite Salve: Diesmal nur noch zehn Bomben, und keine Stukas mehr. Aber auch das genügte noch für weitere siebenundzwanzig Tote, worunter auch Leutnant Joe Shell, Captain Thomas Driver, Sergeant Smith IV, beziehungsweise nun Smith I, und die beiden Princeton, Oliver und Stanley.

Mir machte es nichts. O'Connor verlor drei Zähne, eingeschlagen durch ein ansausendes Sprengstück, wobei natürlich auch die Fassade seines Mäulchens eine arge Schramme abbekam. Leslie Wood schließlich blieb diesmal ebenfalls verschont. Auch Oliver Tweed war heil.

Dann neuerdings für eine ganze Stunde Ruhe, mit demselben Zeitvertreib, wie vorhin: Tote begraben, Verwundete verbinden, Schutt ausmisten, und sich für den nächsten Run zurechtlegen, ... — Sauhunde!

So ging das nun weiter, mit Pausen bald länger, bald nur eine halbe Stunde, und sie kamen wieder angesurrt, ließen Dreck, und schoben ab, ohne daß wir ihnen unsererseits auch nur ein Härchen krümmten. Denn die da hinten, die Herren von unserer feinen Royal Air Force, die hatten natürlich ganz richtig berechnet, daß Deutschlands, Görings verdammte Bombenscheißer nur noch so lange anfliegen könnten, als sie Benzin hätten; damit aber wäre es nun gleich alle, während wir Briten noch bis zum Jahre 2099 inklusive mit genügend von dieser Sorte Whisky eingedeckt seien. Dann, dann, Mister Göring, dann kommt mal unsere Königliche Royal Air Force hervor, und wird's dann machen, wie die Fritzken jetzt: In aller Ruhe, ohne auch nur im geringsten von einem Gegner gestört zu werden, wollen wir dann auch unsere Bomben abwerfen, Kaliber allright, made in England, Kanada, USA., Australien, and so on!

Eine geniale Berechnung, muß man wirklich sagen. Nur hat sie verdammt vielen braven Tommies, die nicht bis zum Jahre 2099 oder so abwarten konnten, vorzeitig das Leben



gekostet. Because England expects, weil England erwartet, daß nun jeder, mindestens jeder simple Tommy von der Königlich Britischen Infanterie seine Pflicht tut!

Doch das ist nun wieder Philosophie, Sir, und also im Zeitalter der harten Tatsachen nicht gerade aktuell. Vielleicht eher nach dem Kriege...

Wenden wir uns also den Tatsachen zu: Am Abend des 27. Mai des laufenden Jahres 1940 lebten von den weiland achthundertfünfundsechzig Freiwilligen Seiner Britischen Majestät, die weiland am 8. Mai von Canterbury losgefahren waren, unseres Wissens noch folgende Herren: Unteroffizier O'Connor; Leslie Wood aus Siebeneichen, Grafschaft Kent; und ich, Edward Chester aus Birchington-on-Sea, ebenfalls Grafschaft Kent. That's all! Mehr nicht.

Unsere Stellung südlich Cassel war damit erledigt! Kam im weitem Verlauf der Operationen ebenso wenig mehr in Frage, wie die Stellungen weiter vorne, bei Hazebrouck und da herum bis hinüber nach Watten. Alles zugedeckt. Große und nicht einmal ordentliche Massengräber.

Mit hängenden Schnuten zogen wir unter'm Einnachten noch knapp zwanzig Mann stark oben in Cassel ein, nachdem wir die letzten Toten eingedeckt hatten, ohne Chlorkalk.

O'Connor meldete uns irgendwo bei irgendeinem Leutnant Seiner Majestät, der ihn nur blöde anguckte: Herr Leutnant, melde die Reste des Detachements Captain Thomas Driver selig zurück!...

Dann gab es kalten Kaffee, wie sie es wenigstens nannten. Aber uns schmeckte alles wie eine Mischung von Papiermacherlauge und Schweineblut. Auch das Brot. Auch der Zwieback. Auch das Corned beef. Alles.

Schließlich schiefen wir ein, wo wir gerade am Boden hockten, auf der Grande Place von Cassel, Nordostecke, ich glaube, nahe den Ruinen einer schönen gotischen Kirche; Notre-Dame de la Désillusion vielleicht. Was kam es noch drauf an? Merde...

Und nochmals Merde!... — gleich schon beim Erwachen am Morgen des 28. Mai 1940: War mir da so ein Trampel von Artillerie-Offizier mit seinen schwer genagelten Bottinen auf die rechte Pfote getreten, ohne um Erlaubnis zu fragen oder nur sich wenigstens nachher zu entschuldigen. Wofür denn schon?

Das Aas schlug lang hin, — wenigstens diese Genugtuung für mich, obwohl er nun lästerlich loszufuchen begann: Das sei doch keine Art, wenn Königlich Britische Soldaten so mir nichts dir nichts auf öffentlichen Plätzen herumtlagen,... — auf! In eure Kantonnemente! Verdammte Schweinebande, die ihr seid!

Darob erwachte auch O'Connor, stieg heran, und fragte den tobenden Kanonier: Verzeihung, Sir! Mit wem reden Sie? Mit einem von meinen Leuten da? Dann bitte ich Sie ebenso freundlich als dringlich, sich eines anständigen Tonfalls zu bedienen, ansonst ich Ihnen das persönlich und handgreiflich beibringen müßte, Sir!

Oho!... was bilden Sie sich ein? Sie! Wissen Sie auch, daß vor Ihnen ein Artillerie-Major Seiner Majestät steht? Wollen Sie sich erst einmal richtig anmelden?

... Zu Befehl, Herr Major: Unteroffizier O'Connor mit den Resten des Detachements Captain Thomas Driver selig; Bestand vor vierundzwanzig Stunden zweihundertfünfund-siebzig Mann; Bestand zur Zeit noch achtzehn Mann; gefallen am 27. Mai 1940 vor Cassel in Französisch-Flandern zweihundertdreizehn Mann; verwundet vierundvierzig Mann. Wollen Herr Major noch etwas anderes wissen?

... und wer hat euch dieses Quartier angewiesen, mein lieber O'Connor? Bei wem meldeten Sie sich denn gestern abend zurück?

... zu Befehl, Herr Major: Bei einem Herrn Leutnant, den ich nicht kenne, und der uns nur doof in die Fressen guckte. Quartier hat uns überhaupt niemand angewiesen. Da blieben

wir eben hocken, wo wir hockten. Später hat uns der Schlaf wohl vollends umgelegt. Noch etwas zu Diensten?

...Nein, danke, O'Connor. Entschuldigen Sie bitte, ich werde da sofort das Nötige einrenken; es tut mir wirklich leid, I am sorry, Boys!

Damit war dieser Fall soweit erledigt. Hatte wenigstens nachträglich eine Einsicht. Und tatsächlich kam er schon nach kaum zehn Minuten zurück, — wir standen noch da und wußten nicht, sollten wir uns wieder hinlegen, — da kam er heran, und bat uns, (bitte, beachten Sie den neuen Tonfall, Sir!), er bat uns, ihm zu folgen.

Es ging nordseits der Stadt hinunter in eine noch völlig unversehrte Scheune: Feines Stroh! Aaaaaah...

...und wie ist's mit dem Essen, O'Connor? Wohl auch noch nichts gefuttert, was?

...zu Befehl, Herr Major: Wir kriegten kalten Kaffee, Brot und Corned beef. Hat uns aber nicht geschmeckt.

...Wollen Ihre Leute sofort etwas Heißes?

Aber wir wollten wirklich nicht. Der Geschmack von Papierlauge und Schweineblut saß uns immer noch im Halse. Am ehesten einen ganz steifen Whisky, wenn es sowas gäbe, — und dann nochmals zwei Stunden, nur zwei Stunden wenigstens in Ruhe schlafen!

... All right, sofort: Kommen Sie mit, O'Connor?

Zu Befehl, Herr Major!

Und es gab steifen Whisky. Sehr steifen sogar. Aber nicht zuviel, keinen Tropfen: denn O'Connor teilte persönlich aus, jedem das Seine!

Nachher schiefen wir im feinen Stroh, aaaaaah...

... es war nach drei Uhr frühmorgens.

Und um acht Uhr hieß es Tagwacht. Das ist anständig gewesen, auch von den Göringfritzen, daß sie uns so lange dösen ließen, nach dem strengen Tag von gestern.

Was wohl heute wieder alles folgen mochte?

Nun, — es war sehr schlimm, für Frankreich und für England; und auch für uns im allgemeinen. Aber nicht so gar arg

im besondern, — ich meine: Es fetzte uns wenigstens nicht gleich wieder an die Haut!

Seine Majestät, Leopold II., König der Belgier hatte sich zur Kapitulation gezwungen gesehen. Unsere ganze linke Flanke war mit einem Schlag entblößt... — „der verdammte Schuft, der Verräter!“

Wer Schuft? Wer Verräter? König Leopold?...

Mit fester Stimme fragte O'Connor dies, und fuhr fort: Kameraden, — wir wollen annehmen, daß König Leopold von Belgien sich sehr genau überlegt hat, was für seine Soldaten und sein Volk das Richtige sei, heute! Ich bin über seinen Entschluß durchaus nicht erstaunt: Denkt euch doch in seine Lage hinein! Linke Flanke: Die Deutschen im siegreichen Vormarsch! Südfront: Die Deutschen im siegreichen Vormarsch! Rechte Flanke: Die Engländer im siegreichen Rückzug, bereit, abzuhaun und die armen Belgier ihrem Schicksal zu überlassen! Im Rücken: Wasser! Das Meer! Und dazu eine Million Zivilflüchtlinge auf einem Raum, der schon für seine Soldaten zu eng ist! Und die Deutschen bereit, all das, alle diese Leute samt ihm und seinen Soldaten innerhalb fünfmal vierundzwanzig Stunden ins Meer hinauszuwischen! ... — um nachher uns zu fassen!

Gewiß, für uns ist das bitter. Aber wir haben vielleicht doch ein bißchen zu sehr die Meinung, in erster Linie S. O. O. O. S., save OUR souls!

Ja, wenn wir noch vorgingen; wenn wir nicht selber offensichtlich nur mehr danach strebten, heil über den Kanal zurückzukommen; dann wäre Leopold ein Verräter. Aber wenn seine Soldaten, seine Million Zivilflüchtlinge lediglich geopfert werden sollen, damit wir, wir, the British uns mit heiler Haut davonmachen können, dann liegt die Sache meines Erachtens denn doch ein bißchen komplizierter. Das ist meine Meinung, Boys, selbst wenn alle Welt jetzt schreien wird: Leopold, der Verräter, der Schuft!

Im übrigen, da draußen vor der Scheune läuft noch ein Brunnen: da wollen wir uns jetzt vor allem eine Viertel-

stunde schrubben, um das Blut von gestern wegzukriegen. Es riecht nicht gerade gut. Einverstanden?

... ein Kerl war er, unser O'Connor! Und jetzt erst verstanden wir so richtig, was er etwa meinte, damals, als er uns empfahl, stets und trotz allem und allem Menschen zu bleiben. Denn das mit Leopold II., damned, es hatte was für sich, und wir schämten uns alle; schämten uns als Engländer und für uns Engländer, daß es auch bei uns Engländern Leute gab, die da Verräter schrien. Es machte sich tatsächlich nicht sehr gut heraus!

25.

Der Whisky, O'Connors Speech in Sachen Leopold von Belgien, und die Schrubberei am laufenden Brunnen, das alles zusammen hat uns jenen Morgen wieder einigermaßen in den Senkel gestellt. Sogar die Papierjauche und das Schweineblut war weg. Wir mochten essen. Und es gab auch was, — dafür sorgte jetzt der Artillerie-Major Shrew!

Dann hieß es: Alle Mann bereit, — es geht zurück!

Ein Camion ratterte an. Aufsteigen! Abfahren...

Und in der Tat, es ging zurück, was uns in diesem Augenblick offen gestanden nicht einmal so sehr zuwider war. Denn Sie müssen wissen, Sir: Das ist einfach sinnlos gewesen, daß man irgendwo in Stellung lag; alles sorgfältig für eine hartnäckige Verteidigung vorbereitet; Gewehre schußbereit, Munition griffbereit, Handgranaten wurfbereit; und dann kamen die Fritzeken per Flugzeug angegondelt, ließen ihren Dreck ab, ohne daß wir nur das geringste dagegen machen konnten, one, two, three, four, five, six, seven... — knock-out! Verdammte Scheiße...

Wir fuhren also zurück, über Wormhout nach Bergues hinunter, noch neun Kilometer südlich hinter Dünkirchen. Das war ehemals ein sauberes Flandernstädtchen mit mehr als tausendjähriger Geschichte, imposanten alten Bauten, und namhaften Kunstschätzen. Bei unserem Einzug dagegen sahen wir

schon mehr Ruinen als anderes: Wiederum Arbeit der deutschen Bomben! Schade...

Unser Absteigequartier lag auch hier etwas außerhalb des Städtchens, gegen Dünkirchen hin: diesmal ganz einfach ein Stück offenes Feld, allseitig durch Wasserzüge jenes meilenweiten Kanalsystems begrenzt, das ganz Flandern, ja die ganzen Niederlande kennzeichnet.

Hier sollten wir vorderhand weitere Weisungen abwarten, und uns bis dahin einrichten, so gut es eben ging. Eingraben?

O'Connor lachte: Versucht es mal, euch hier noch einzugraben! Nach zwanzig Zentimeter Tiefe liegt ihr auf dem Grundwasser...

Also dann eben nicht. Am einfachsten: Man setzt sich simpel hin oder legt sich nieder, und schaut den Wolken zu, die restlos von Westen nach Osten ziehen. Oder man döst. Man denkt vielleicht auch irgendetwas herum?

Wie würde das alles noch enden?

Egal, alles egal, wenn's nur bald, bald endet!...

Da, schon wieder diese verfluchten Göringgeier: Schnurgerade von Cassel herüber flogen sie uns an, wohl in gut zweitausend Metern Höhe. Ob sie Dreck abließen?

Ja, sie ließen ab! Oder nein, doch nicht?

... Flugblätter!

Na schön, das gäbe wenigstens einmal eine kleine Abwechslung, wenn auch wir einen solchen Wisch erwischen könnten. Wäre wirklich interessant, zu wissen, was die Fridoline uns mitzuteilen haben!...

Aber natürlich Essig: Bis zu uns kam nichts. Der Westwind wehte alles gegen Hondshoote hinüber.

Und die Geier drehten dicht über Bergues ebenfalls wieder ab, dahin, woher sie gekommen waren. Schade...

Statt dessen erhielten wir anderweitige Unterhaltung:

Immer zahlreicher drängten aus allen Richtungen die endlosen Flüchtlingskolonnen heran, in der Hoffnung, sich in Dünkirchen in Sicherheit bringen zu können, so oder so! Die Camions genühten nicht mehr. Und das Elend war uner-

träglich anzusehen. Da befahl O'Connor: Boys, auf! Statt nutzlos hier herumzuliegen, wollen wir den armen Teufeln da drüben ein bißchen behilflich sein. Ich habe eine Idee, — wer macht mit?

... Alle? Gut!

Das ist meine Idee, hört mich an: Wir liegen hier, nicht wahr; da vorne liegen auch welche und wissen nicht wozu; weiter vorne wiederum welche; und so wird das bis nach Dünkirchen hinein dasselbe sein. Also machen wir eine Stafettenkette: je zwei und zwei Mann tragen einem solchen armen Teufel seine Sachen oder auch ihn selbst bis zum nächsten Abstellplatz, kommen zurück, und wieder nach vorne...

Ich gehe sofort vor und rede mit den andern, damit sie ebenfalls mitmachen. So haben wir wenigstens etwas zu tun, und sind sogar noch etwas wenigstens nütze.

Einverstanden? ...

Das war wieder O'Connor, der ganz genau wußte, wieviel besser es auch für uns sei, wenn wir irgendwas Vernünftiges zu tun bekamen, statt hier herumzuliegen und abzuwarten, bis uns die Germans ebenfalls eindeckten.

Sofort begannen wir, während er im Laufschrift vorging. Auch die nächste Gruppe tat mit und nahm uns rund hundert Meter weiter vorne jeweils die Sachen zum Vortransport ab. Und wie sie uns bald erzählten, klappte die Stafette immer weiter, schon fast bis nach Dünkirchen hinein. Da würde wohl O'Connor nun bald zurückkommen.

Aber er kam immer noch nicht.

Warum nicht?

Er wird uns doch nicht im Stiche lassen wollen?

Schon wurde es Mittag; Essen kam von Dünkirchen her. Dann trugen wir weiter die Sachen bis zur nächsten Staffel vor. Leslie Wood und ich liefen bereits zum hundertsten Male wieder zurück. Dann waren es zweihundert, gegen fünf Uhr abends. Und gegen neun Uhr dreihundert.

Aber O'Connor blieb weg.

Auf halb zehn kam neuerdings Essen aus Dünkirchen, natürlich kalt und die Suppe sauer, vom vielen Schütteln. Dazu Befehl, bis auf weiteren Befehl die begonnene Stafette fortzusetzen, solange noch Flüchtlinge kämen.

Das dauerte bis etwas über Mitternacht. Nun erst wurde die Kolonne lichter und lichter, zerriß gar einmal, schloß wieder auf, zerriß noch etliche Male, und dann war's Schluß. Die letzten sagten: In einer Stunde werden wohl die Deutschen da sein, — hinten in Béthune hieß es, sie seien schon in Lens! En avant...

... und vielen vielen Dank für die Hilfe, Messieurs! Was wir bei dieser Arbeit alles hörten, Sir, nun, davon mag ich nicht viel sagen. Es tönte entsetzlich, unglaublich, scheußlich...

... wo aber blieb O'Connor?

Wir waren schwer beunruhigt, und beschlossen deshalb, auf Erkundigung vorzugehen.

Sie schickten mich, weil Leslie immerhin den Schinken ein wenig aufgefetzt herumtrug, während ich bis dahin immer noch nichts abgekriegt hatte und im übrigen zusammen mit Wood der letzte war, der O'Connor seit Le Havre kannte. Eigentlich hätte mir ja die Lauferei des ganzen Tages für heute genügt. Aber um O'Connor zu suchen, ging ich trotzdem wenn's sein mußte, bis nach Dünkirchen hinein!

... Auf Wiedersehen, Boys!

Bis nach Coudekerken mußte ich mich durchfragen. Ueberall hieß es: Oh yes, er war hier und hat diese Stafette inszeniert. Dann ging er weiter, frag' weiter vorne!

In Coudekerken dagegen antworteten sie mir nichts, sondern führten mich zu einem Oberleutnant. Dieser fluchte: Verdammter Saustall das! Ja, er war hier, heute mittag. Aß bei uns. Dann wollte er zu euch zurück, — da, ein Schuß aus allernächster Nähe, von hinten in O'Connors Rücken, mitten durchs Herz hindurch, vorne wieder hinaus, und drüben an die Mauer geklatscht. Weg...

... einer dieser verfluchten Nigger, die von Watten herübergekommen sind und sich aufführen wie die Schweine,



hatte den Schuß abgegeben und nahm dann Reißaus; aber die Kugel eines Tommys war dennoch rascher als er und hat auch ihn erledigt. O'Connor begruben wir heute nachmittag da drüben bei der alten Kirche.

War wohl ein feiner Kerl, daß ihr ihm nachzufragen kommt, was? Hat doch diese Stafette eingerichtet, oder? Nun, — er ruhe in Frieden, braver Kerl!

Danke, Herr Oberleutnant, für die Auskunft. Ich muß nun zurück, — meine Kameraden warten.

Wie weit? Ihr seid doch auch von der Stafette gewesen, und also schon ein schönes Stück gegangen, heute! Da kann euch mein Meldefahrer rasch auf dem Motorrad zurückbringen, gelt!

Danke, sehr gern, Herr Oberleutnant! . . .

26.

Um halb fünf Uhr morgens, am 29. Mai letztthin, kam ich also auf dem Rücksitz des Motorrad-Meldefahrers zu meinen Kameraden zurück und erstattete ihnen Bericht. Da setzte sich Leslie Wood aus Sevenoaks hin und wischte sich immer wieder verstohlen die Tränen aus den Augen.

Die andern, welche mit Captain Driver selig zu uns gestoßen waren, fluchten ziemlich arg.

Schließlich beschlossen wir, O'Connors Grab zu besuchen, falls wir jemals nach Coudekerken kämen.

Und nun, was weiter?

Wir hatten gestern Befehl erhalten, bis auf weiteren Befehl hier draußen zu warten. Also würden wir eben warten. Aber es mußte doch irgendein neuer Kommandant, ein neuer Chief an Stelle O'Connors heran.

Unterroffizier war keiner mehr bei uns. Gefreite auch nicht. Alles nur Soldaten, nur noch Frontkämpfer außer Leslie Wood und mir, die wir uns immer noch als Grünhörner einschätzten. Denn was war das schon gewesen, das bißchen Scharmützel in

Loewen am Bahnhof, und die Schweinerei vor Cassel drunten? Nichts!

Trotzdem wählten sie nun mich zu ihrem Chief, und zwar einstimmig. Sogar Leslie Wood.

Und als ich Einspruch erheben wollte, von wegen Dienstalters und so, da hieß es nur: Halt deine dumme Schnute; wir werden schon wissen, was wir wollen!

... Ach so, — ihr denkt, wenn ich euer Chief sei, dann könntet ihr nach Belieben parieren oder auch nicht, je nach Lust und Laune, was? Danke schön, kommt nicht in Frage!

Da fluchte mich Oliver Tweed an: Verdammtes Aas! Wofür hältst du uns eigentlich? Wir werden schon wissen, was ein Chief und wozu er da ist. Mach also kein Theater! Sonst haue ich ab, verstanden!...

Nun denn, wenn's so gemeint war, konnte ich's ja versuchen, bis auf weiteres. Sie wollten es ja so haben.

Mein erster Befehl ging dahin: Ihr habt wohl ebenfalls ein bißchen Muskelkater, was? Versteht einer ein wenig Massage? Denn ich fürchte, daß wir heute noch Kilometer zu fressen bekommen!

Darauf meldeten sich John Swift, John Dester, Simon Calf und William Trenton.

... also denn los!

Tatsächlich, die vier Masseure machten ihre Sache prima:

Klopfen und bummerten auf unsern Muskeln herum, wie die Bäcker im Knetbecken, so daß einem ganz warm wurde. Gerade angenehm war die Prozedur ja nicht; aber sie lohnte sich... — wir wurden die Müdigkeit los.

Dann kam wieder Essen aus irgendeiner Sudelküche in Dünkirchen heraus, und zugleich Befehl, bis Coudekerken vorzurücken. Die Lage für unser Expeditionskorps hatte sich seit gestern morgen, will sagen seit Leopolds Kapitulation begreiflicherweise rapid verschlechtert, und es war damit zu rechnen, daß nach den letzten vierundzwanzig Stunden verhältnismäßiger Ruhe bei uns drüben der Schlamassel gleich wieder losgehen würde. Außerdem waren bei Nieuport und

noch an etlichen Enden dem Vernehmen nach die Schleusen gesprengt worden. Innerhalb weniger Stunden stände daher auch unser Ablegeplatz unter Wasser. Um den anrückenden Deutschen den Angriff auf Dünkirchen selbst zu erschweren! Sie seien nämlich schon am Südfuße der Flandernberge angelangt und versuchten mit unablässigen Vorstößen, die Höhen zu gewinnen. Bis dahin allerdings erfolglos, — doch sobald sie wieder die Stukas vorschickten und Bomben abwürfen, mußten sich die unsrigen eben doch zurückziehen. Wie immer in diesem Fall!

Wir leerten die saure Soße neben aus und aßen nur das harte Brot und das Corned beef. Dann marschierten wir ab, allerdings nicht in schöner, aufgeschlossener Marschkolonne vier vor vier vor vier, sondern wahllos zerstreut über mehr als hundert Meter Distanz in Länge und Breite. Denn so war es für Flieger ein bißchen schwieriger, uns zusammenzuschießen.

Rechts und links von uns, so weit wir sehen konnten, gingen sie ebenfalls zurück.

Hinter uns folgten nur noch wenige vereinzelte Mann. Die andern, welche noch weiter hinten bis Cassel lagen, mußten bleiben, um den Gegner möglichst lange aufzuhalten. Erst im allerletzten Moment sollten auch sie zurückgehen, durch das Ueberschwemmungswasser!...

Elf Uhr vormittags meldete ich meine Leute beim Oberleutnant Grant, der mir vorige Nacht in Sachen O'Connors Bescheid erteilt und seinen Meldefahrer mitgegeben hatte. Wir wurden gleich seinem Kommando unterstellt, als Zug Chester, — ich erhielt noch desselben Tages Unteroffiziersschnüre; Leslie Wood wurde Gefreiter. Ebenso tags darauf auch Oliver Tweed, William Trenton und Fardey.

Endlich gab es wieder einmal eßbaren Fraß.

Nachmittags mußten wir Artillerie- und Maschinengewehrmunition verladen, mit Bestimmung nach Cassel. Dabei flog uns ein Camion gleich schon an Ort und Stelle in die Luft, — wieso ist mir jetzt noch unklar. Mir riß es die rechte Hand ein bißchen auf. Leslie Wood aus Sevenoaks, Graf-

schaft Kent, lag zerfetzt in der Gosse, in dreißig Meter Entfernung. Sonst niemand. Also noch recht glimpflich abgelaufen, für diesmal.

Leslie Wood wurde eine Stunde später neben O'Connor bei der alten Kirche drüben beigesetzt. Wir flennten alle. Abends sofften wir uns eins. Es war ja egal. Oder nicht? Nein, Boys, — es ist nicht egal: Schluß jetzt. Oberleutnant Grant soll uns keinen Vorwurf machen müssen.

Schlafen konnten wir in einer halbzerschossenen Schreinerbutik mit viel Hobelspänen. Aber nur eine halbe Stunde ungefähr, dann ging der Klamauk wieder los: Fliegerangriff! In Deckung, hinaus, und platt hingelegt!

Kaum waren wir aus dem Bau gestürmt, da fuhr er auch schon krachend auseinander: Volltreffer, Sprengbombe!

Das hätte uns allen den Rest gegeben. Aber wir kriegten nichts ab, keinen Kratzer diesmal.

Dafür mußte jene Nacht Oberleutnant Grant dran glauben: Schwer verwundet, Unterleib aufgerissen! Starb nach sechs Stunden schauerhafter Qual auf dem Kirchhof und kam neben Leslie Wood zu liegen.

Insgesamt forderte der erste Fliegerangriff dieser Nacht in Coudekerken hundertsieben Tote.

Ein zweiter etwa fünf Stunden später nochmals achtundsechzig Mann, worunter auch James Sweat, Neville O'Brien, Winston Scott und John Dester.

Gegen sieben Uhr morgens, am 30. Mai letztthin, setzten die Fritze nochmals an und hieben uns gleich rund hundert solche Splitterkoffer auf den Pelz herunter. Mit dem Ergebnis, daß Coudekerken restlos ein Trümmerhaufen war. Die alte Kirche inbegriffen. Ja sogar auf dem Totenacker lag alles drunter und drüber. Wo eben noch O'Connor, Leslie Wood und Oberleutnant Grant gelegen hatten, gähnte nun ein riesiger Sprengtrichter. Von ihren Leichen war nirgends eine Spur zu entdecken.

Den Trichter benutzten wir als Massengrab für die umherliegenden Knochen und Fleischfetzen.

...Requiescant in der Patsche!

Dann hieß es plötzlich: Alle Mann, die noch am Leben sind, nach Dünkirchen zurückkommen! Alles liegen lassen; die anmarschierenden Deutschen sollen nachher Ordnung machen!

...Das hörten wir nicht gerne. Aber Befehl ist Befehl, und so zogen wir uns zurück. Von meinen Leuten bekam ich nur mehr vier Mann zusammen: Oliver Tweed, William Trenton, John Fardey und John Swift, den wir freilich in Dünkirchen der Sanität übergeben mußten. Sein rechter Unterarm war hinten geblieben.

So zogen wir gegen elfe vormittags, am 30. Mai 1940, in Dünkirchen ein, genau drei Wochen nach meiner Abfahrt in Southampton. Ich war der letzte geblieben, von unserem damaligen Transport.

27.

In Dünkirchen sah es auch nicht gerade fröhlich aus: die meisten Häuser wiesen arge Löcher auf. Selbst die einst so imposante St. Eligiuskirche und der Beffroi waren schwer beschädigt. An vielen Stellen wüteten Brände.

Wir zogen durch die Rue Clémenceau hinunter zum berühmten Minck und Leughenaer, um sogleich verladen zu werden. So hieß es wenigstens.

Dann kam Bescheid, wir müßten noch einige Stunden warten und sollten uns derweil ein bißchen schön machen, wegen des bessern Eindrucks in England drüben.

All right, machen wir uns schön, als ginge es zum Tanz! Zuerst Lumpen runter und mal rasch ein Schwimmbad genommen, gleich voraus im weiten Teich des Vorhafens. Dann das Zeug gewaschen und zum Trocknen an die Sonne ausgelegt, derweil wir selbst den Ranzen plankten und zusahen, wie unsere Schiffe kamen, luden, und wieder gingen.

Da, — zum Teufel nochmals, wer kam denn da gegangen? Ausgerechnet unser lieber alter Hauptmann Captain Shave-

the-King, Hauptmann Murphy, den wir drei Wochen zuvor zwischen Reims und Châlons-sur-Marne von unserem Kiewagenpullman abgehängt hatten!...

Voller Freude, wenigstens einen von damals wiederzusehen, schoß ich auf, ihm entgegen, ... — er aber maß mich mit entrüsteten Blicken von oben bis in die Gegend des Bauchnabels, nicht weiter. Da erst kam es mir zum Bewußtsein, daß ich ja zur Zeit mein Hemd und übriges Kostüm zum Trockenkurs an der Sonne liegen hatte.

Das Gelächter ringsum hätten Sie hören sollen, Sir!

Aber schließlich verstand auch Hauptmann Murphy ein bißchen Spaß, gab mir freundlich die Hand, und fragte: Gut gegangen? Wo sind die andern?...

... ich bin der Letzte, Captain Murphy!

Da startete er mir noch entgegen ins Gesicht, grüßte mit bleischwerer Hand, und ging gebeugt des Weges zurück, auf dem er hergekommen war.

Ich sah ihn nachher nie mehr. Hoffentlich ist er gut hinüber gekommen, — er war sicher in seiner Art eine Seele von Hauptmann, unser Captain Shave-the-King!

Derweil ging es am Hafen und jeder nur erdenklichen Landungsstelle schon jetzt ziemlich lebhaft zu und her. Die letzten Zivilflüchtlinge wurden verladen, meistens auf französische Schiffe, welche sie nach Bordeaux bringen sollten. Ebenso natürlich alle Poilus!

Aber auch schon von unsern Kähnen lagen eine ganze Anzahl da und luden einerseits Fressalien aus, andererseits die ersten britischen Rückzügler ein.

Und wir schauten zu...

... sogar mit großem Interesse, am ersten Tag, den 30. Mai. Und wir wurden durchaus nicht böse, als es für uns schließlich hieß, wir müßten noch bis morgen Freitag warten, leider! Das einzige, was wir darauf taten: Ankleiden und zusehen, wo wir etwas zwischen die Zähne bekämen. Und im übrigen abwarten. Wenn's nun schon einmal so weit gekommen ist, in Gottes Namen, dann eben zurück; schön sachte einer nach

dem andern, — Ihrer Majestäten Schiffe werden's schon schaffen! Denn da hatten die verdammten Fritze nichts dareinzureden, ... — oder doch? Würden sie vielleicht ihre Göringgeier auch gegen unsere feinen Steamer vorschicken? Um uns noch auf dem Wasser niederzukartätschen und einzudecken?

Na, sollen's versuchen! Wenn sie nämlich das, wenn sie auch dies versuchen, dann seht mal hin, Boys, wie bald dann unsere Royal Air Force anschwirrt! Auf Ihrer Majestäten Schiffe sollen die Fridoline keinen Dreck ablassen, wie auf die doofen Tommies von unserer Königlich Britischen Infanterie ... — darauf nehmt jedes Gift!

Da mögen immer noch lieber einige Dutzend Plans der Royal Air Force draufgehen! ...

Tatsächlich kamen sie angefliegen, die frechen Fridoline! Immer und immer wieder, von allen Seiten her, und kartätschten grausam auf die Hafenanlagen Dünkirchens, auf die Schiffe, und selbst auf die Stadt nieder.

Aber wie gesagt, ein bißchen anders war's nun doch, als vorher bei uns hinten: Auch unsere Flieger ließen sich nun blicken, und haben den Fritzen allerhand zu schaffen gemacht; es war eine Freude, zuzusehen!

Trotzdem gelang es den Deutschen, eine ganze Anzahl unserer Kähne mit ihrem Dreck zu belegen. Verschiedene davon gingen an Grund; noch mehr faßten große bis sehr große Löcher in den Bauch, von den kleineren Schrammen ganz zu schweigen; und so mancher brave Tommy mußte noch auf unsern Schiffen daran glauben.

Das Schlimmste aber war dies: Mit systematischer Boshaftigkeit belegten die Germans auch sämtliche Piere mit Bomben, so daß unsere Gondeln schließlich überhaupt nicht mehr an Dünkirdien herankommen konnten. Immer weiter draußen mußten sie liegenbleiben; immer weiter hinaus mußten die Leute mit kleinen Booten und Schaluppen gebracht werden. Und vom 1. Juni an, nun, Sir, Sie werden ja sicher davon Bilder gesehen haben, wie toll das nun wurde?

Rechts und links von Dünkirchens Hafen fuhren wir ganz einfach Camion neben Camion ins Meer hinaus, legten Bretter darüber, und bauten auf diese Weise neue Notpiere! Denn der Tanz, der Kampf um die Einschiffung wurde zum reinsten Infernal: Nicht nur die ganzen übriggebliebenen Bestände unseres stolzen Britischen Expeditionskorps, sondern auch schon Tausende und aber Tausende von Franzosen, Polen, Tschechen, Belgiern und sogar abgesprengten Niederländern kamen herein, in der Hoffnung auf Rettung, nach grauenvollen Rückzugskämpfen. Konnte man ihnen einen Platz auf unsern Kähnen verwehren, Sir?

Item, es war einfach scheußlich, und wir, die Gruppe Chester, wie's nun hieß, lagen jetzt weit draußen vor Dünkirchen, gegen Gravelines hin, im Dünensand und warteten immer noch. Ueber uns die Luftkämpfe zwischen den Fritzen und unsern Fliegern; vor uns auf dem Wasser draußen die Kähne und Gondeln Seiner Majestät, zum Teil so schwer havariert, daß man die Leute wieder umladen mußte; wir aber bis zum Halse in den Dünensand eingebuddelt, zum Schutze vor den Stukas. Denn diese Biester beschossen natürlich unwillkürlich auch die lagernden, wartenden Truppen, und haben unter ihnen ebenfalls noch arg genug gewütet.

Es war schon der 2. Juni. Dann der 3. Juni. Abends acht Uhr. Endlich kamen wir daran.

Ueber das schwankende Notpier aus Camions und Brettern ging's hinaus, auf eine kleine Dampfjolle, die auch uns noch über den Kanal schlingern sollte, so Gott es wollte. Aber nein, — es kam anders!

Gewiß, wir wurden eingeladen, und waren heilfroh. Und um zehn Uhr sollte die Fahrt ansetzen.

Doch neun Uhr vierzig saß richtig so'n verdammter deutscher Splitterkoffer im Bugteil unserer Gondel, so daß sie zu Grunde fuhr wie eine Tauchente: Hoppla! Kaum daß wir Zeit hatten, im Hechtsprung über Bord zu gehen und wieder ans Ufer zu schwimmen!



... also denn nicht!

Warten wir eben weiter!...

Dafür also schlugen wir uns bis hier hinunter durch, um nun Ende aller Enden doch in deutsche Gefangenschaft zu geraten und Ersatzstoffe zu fressen?

Kommt nicht in Frage!...

...Hallo, Boys: Die Gruppe Chester geht nicht gefangen!

Los! Zurück! Wir wollen versuchen, zwischen den Fridolinen durchzuschlängeln, an die Südfront, Richtung Paris! Wer kommt mit?

Doch sie waren nicht so recht begeistert. Vor allem John Fardey meinte, ebensogut könnte man versuchen, über den Kanal zu schwimmen und unterwegs abzusacken.

Oder vielleicht sogar ein Floß zusammenzimmern und so hinüberpaddeln?...

... damit uns die Hitlerfritze unterwegs herunterholen, was? Ja, wenn wir wenigstens in Calais drüben wären, dann könnte man's vielleicht versuchen: Dort in der Gegend sind es nur so dreißig Kilometer nach Dover hinüber. Aber hier, hier gleich fünfundsechzig!...

Im übrigen ist Calais, ja sogar schon Gravelines in deutscher Hand, und die Biester werden vermutlich gerade die Küste sehr genau durchkämmen. Also bleibt uns nichts anderes, als entweder sich ergeben, oder das Wagnis eben doch zu riskieren. Geht es schief, nun, dann fressen wir Ersatzstoffe, bis man bei guter Gelegenheit wieder ausrückt; gelingt's dagegen, dann gelingt es eben, und den Vorteil haben wir davon!

Ich jedenfalls haue ab. Wer mit mir kommen will, ist herzlich eingeladen. Wer dagegen auf die Fritze zu warten vorzieht, all right, ... — seine Sache!

Sie kamen alle dreie mit, meine Leute: Oliver Tweed, William Trenton und sogar John Fardey. Außerdem schloß sich uns noch ein vierter an, den wir bis dahin nicht gekannt hatten: Clive Bell aus Rochford bei Southend-on-Sea am Mouth of the Thames, — ein feiner Bursche, der uns in der Folge mehrmals sehr gute Dienste leistete.

Er hatte unsere Beratung mit angehört, da er dicht bei uns im Sande lag; nun fragte er uns schüchtern, ob wir ihn nicht mitnehmen wollten, ... — er sei im Zivil Jäger von Beruf und verstehe sich deshalb darauf, Witterung zu nehmen und Schleichwege zu finden.

Meine Leute waren einverstanden, und so gehörte von nun an auch Clive Bell aus Rochford zur Gruppe Chester Co. Limited! Das war um Mitternacht vom 3. auf den 4. Juni 1940, etwa fünf Kilometer westlich Dünkirchen, am Strande: in der Luftlinie gemessen rund siebenzig Kilometer von Birchington-on-Sea, Grafschaft Kent, entfernt; also ziemlich genau den zehnten Teil der Distanz bis hierher, Sir, — bis Eich bei Sempach in Switzerland!

Ich hätte es also doch mit Schwimmen versuchen sollen. Dann wäre ich jetzt drüben und würde meinem Lande etwas nützen, während ich hier nur Ihnen zur Last falle, und ein Gefangener bin, Sie mögen dagegen sagen, was Sie wollen, Sir! Denn was ist da der Unterschied: Interniert in der Schweiz oder gefangen in Deutschland?

Gewiß, man hat es bei Ihnen hier ja sicher besser, und ich werde das nie vergessen, Sir!

Aber trotz allem, — es war ein Fehler...

28.

Vor allem wurden wir uns darüber einig, daß es sich empfehle, nicht etwa hier im Sand die Ankunft der Deutschen abzuwarten; wir wollten sofort zurückgehen, um in irgendein Kellerloch zu schlüpfen, bis die vordersten Truppen der Fritzeken an uns vorbei wären.

Tatsächlich gelang uns das, in Coppenax, südwestlich von Dünkirchen. Allerdings nicht in einem Keller, denn die Häuser waren dort derart zusammengestaucht, daß wir wohl Stunden lang einen Eingang hätten suchen müssen. Statt dessen verkrochen wir uns selbst in eine ausgelaufene

Jauchegrube, worin wir dann den ganzen Tag liegen blieben, während oben Tausende von deutschen Soldaten vorgingen, ohne sich die Zeit zu nehmen, einmal nach uns Umschau zu halten. Gerade glücklich waren wir ja freilich nicht, dort unten; denn es roch wirklich ordentlich stark in die Nase, und noch tagelang trugen wir das verdammte Parfüm mit uns. Aber der Zweck heiligte das Mittel...

Nach dem Eindunkeln krochen wir vorsichtig aus unserem Loch heraus, — zuerst Clive Bell, um zu sichern. Wir befanden uns südlich des Dorfes. In ungefähr fünfzig Meter Entfernung links von uns schien eine deutsche Wache zu stehen; rechts ebenfalls, ein wenig näher. Also hieß es vorerst mindestens hundert Meter weit auf dem Bauche vor-kriechen, wobei wir als Ausrücklinie einen flachen Graben benutzten. Das dauerte seine gute Stunde.

Nichts regte sich, nirgend. Es war stockfinster, beinahe Neumond. Sollten wir es wagen, uns nun zu erheben?

Nein, nochmals hundert Meter kriechen!

Dann aber auf. Und wir schlichen nun in unserem Graben weiter, bis wir an einen Kanal kamen. Durchwaten!

Das Wasser ging uns bis an die Brust!

Jenseits setzte sich der Graben fort, nur mit wenigen unbedeutenden Richtungsänderungen bis kurz vor einen zusammengeschoenen Hof.

Ich rekognoszierte zusammen mit Bell: Alles sauber, keine Gefahr. Also weiter.

Da, — was war das?...

Nur eine Eule in den Ruinen des Hauses.

... weiter!

So gelangten wir jene erste Nacht ohne jeden Zwischenfall bis nach Andruioip und etwas darüber hinaus. Dort lagen wir tagsüber im Heu eines kleinen Schobers, der sonderbarerweise stehen geblieben war. Dreimal gingen draußen Leute vorbei, ohne hereinzukommen. Wahrscheinlich Deutsche.

In der Nacht auf den 5. Juni sodann rückten wir wiederum ohne Behinderung, allerdings immer weitab von allen Wegen und Straßen, über Licques-Harlettes-Drionville bis in die Gegend östlich von Théroouanne vor.

In der Nacht auf den 6. Juni über Auchy-au-Bois und Anvin in einen dichten Wald vor Saint-Pol. Da verkrochen wir uns in eine zusammengefallene Kiesgrube und verzehrten unseren letzten Mundvorrat: Zwieback mit Zwieback!

Und so ging es weiter, Nacht für Nacht, bis wir schließlich, weiß der Teufel auf welchen Zickzackwegen, beim Morgengrauen des 9. Juni 1940 in die Gegend von Lassigny gelangten. Dort stiegen wir in eine Höhle in den Wäldern des Bois de Thiès court ein, — da wurden wir angerufen! Prosit! . . .

Halt, — Uer da? . . .

. . . — und schon klatschte gleich neben mir eine Revolverkugel in die feuchte Kalkfelswand.

Do you speak english? fragte ich zurück. Denn dieses Uer da? statt Wer da? konnte nicht von einem Fritze gerufen worden sein! Es klang verdächtig nach englischer Aussprache. Und so war es auch. In der Höhle saßen ein Königlich Britischer Leutnant, sechs Tommies, sieben Poilus, und zwei Belgier; wie sie sagten, schon seit mehreren Tagen. Abgeschnitten!

Aber sie wußten wenigstens allerhand, was auch uns von Nutzen war: Vor allem, daß wir uns nahe dem südlichen Rande des deutscherseits besetzten Gebiets befanden! Wenige Kilometer südlich und südöstlich ziehe sich die Oise hin, und jenseits derselben stünden die Franzosen. Die Schweinerei sei nur, wie da hinüber kommen. Denn rings herum hier wimmle es von deutschen Truppen, und es sei ein wahres Wuader, daß man sie noch nicht aufgestöbert hätte. Was tun?

Da mischte sich unser Clive Bell ins Gespräch und wollte wissen: Habt ihr noch was zu beißen? Dann gebt uns auch ein bißchen davon ab, und als Gegenleistung werde ich aus-

kundschaften, was man machen kann. Denn hier bleiben, bis zum Ende des Krieges wollt ihr doch wohl auch nicht, was? Es könnte ein bißchen lange dauern...

Leutnant Shearer war einverstanden, obwohl uns die Poilus böse Gesichter schnitten. Wir kriegten Brot, Corned beef und sogar kalten Tee.

Dann kroch Clive Bell aus dem Bau und kam erst eine Stunde nach Zunachten zurück, — wir hatten ihn schon längst aufgegeben! Aber ehe er ging, verlangte Bell ausdrücklich, daß wir wenigstens bis Mitternacht auf ihn warten müßten. Und er erzählte uns in kurzen Zügen: Die Deutschen sitzen an allen nur einigermaßen wichtigen Durchpaßstellen. Aber es gibt trotzdem einen Ausweg. Etwa zwei Kilometer östlich von hier läuft ein Bach hinunter, und mündet nicht weit von einem Dorf in einen Fluß. Der Fluß weist Gefäll nach Osten auf, wird also irgendwann in die Oise gehen; hat niemand eine Karte da?

Einer der Poilus zog tatsächlich ein fettverschmiertes Blatt hervor, aus welchem immerhin noch zu ersehen war, daß es sich bei Clive Bells Fluß vielleicht um die Divette handeln könnte.

Wenn es uns nun gelänge, im Schutz der Dunkelheit zu meinem Bach hinüber und in seiner Schlucht an die Divette hinunter zu gelangen, dann schwimmen wir nachher ganz einfach flußabwärts bis zur Oise. Nähme mich wunder, ob uns da die Deutschen schnappen? Bei Nacht, im Fluß?

Der Vorschlag klang tollkühn. Aber schließlich galt es, jede und selbst die aller kleinste Chance auszunützen, um so rasch als irgend möglich aus dem deutscherseits besetzten Gebiet herauszukommen, noch diese Nacht! Denn wer weiß, ob sie nicht morgen schon die Oise überschritten, und wir waren wieder am Abhang!...

Leutnant Shearer erklärte den Poilus und beiden Belgiern die Sache. Diese letzten zweie waren sofort einverstanden. Von den Frenchmen jedoch wollten fünfe nichts von unserem Plane wissen. Er sei hoffnungslos, und zudem könnten sie

nicht so gut schwimmen, einer sogar überhaupt nicht. Nur Jérôme Clinchard und Etienne Baidoz wollten mitkommen.

Also denn los!...

Wir vertrauten sogar so fest auf das Gelingen unseres Vorhabens, daß wir den fünf zurückbleibenden Franzosen großmütig den ganzen noch vorhandenen Vorrat an Fressalien überließen. Denn wenn uns der Trick gelang, dann mangelte uns das ja nicht mehr; und gerieten wir doch noch in die Hände der Fridolins, nun, dann gab's ja wenigstens Ersatzstoffe...

... — es gelang, Sir!

Allerdings sollten dabei ein Belgier, Leutnant Shearer und mein John Fardey dran glauben: Kurz bevor wir nach mühseliger Kriecherei durch's glitschnasse Lehm-Bachtobel hinunter die Divette erreichten, mußten wir unter einer Straßenbrücke hindurch; das ging gut. Aber oben stand eine Wache, die wohl dennoch etwas gehört hatte und nun planlos etwa zwanzig Schuß auf uns hinunter jagte.

Wir wußten nicht recht, was nun dummer war: Abhauen! oder mäuschenstill liegenbleiben? ... — bis sie uns an den Ohren heraufholen? Also abhauen, wie der Teufel, immer hinunter. Und dann im Hechtsprung untertauchen, soweit als irgend möglich. Und noch nie in meinem Leben bin ich ein solches Stück unter Wasser geschwommen, wie damals in der Divette!

Endlich aber mußte ich doch wieder einmal Luft schnappen, um neuerdings zu tauchen. Und so wohl zehn-, zwölfmal nacheinander, bis ich mit dem Schädel an ein Wehr stieß. Das tat nicht sehr wohl, machte aber auch nichts Arges aus.

Also hinüber, und weiter geschwommen.

Kalt war es nicht. Und es ging leicht, — da, nach runden sechs Kilometern schätzungsweise wieder ein Wehr, und kurz darauf ein Kanal. Also nicht die Oise?

Was nun?...

Der Kanal bog im rechten Winkel zu meinem bisherigen Wege nach Südwesten ab, und ich wollte auf meine Kameraden warten, um mit ihnen das Weitere zu beraten.

Bald nach mir kam Bell angekrault. Dann Oliver Tweed; der andere Belgier; William Trenton; Jérôme Clinchard...  
...endlich noch vier von Leutnant Shearers Leuten.

Die übrigen waren auch nach einer halben Stunde noch nicht nachgerückt. Also weg!

Wiederum half uns Clive Bell weiter: Nach der Karte des lahmen Frenchmans in der Höhle muß das der Oise-Kanal sein. Also wird die Oise selbst irgendwo da drüben hinschleichen, ... — wartet eine Stunde!

Aber schon nach kaum zwölf Minuten kam Clive Bell zurück: Es sind keine hundert Meter! Los... — aber vorsichtig, ich führe euch zwischen zwei deutschen Vorposten hindurch. Derjenige rechts ist nur zwanzig Meter entfernt.

Wir krochen hinüber, wieder in einer leichten Bodensenke.

Dann war's geschafft: Hechtsprung! Ab!...

Die Strömung zog nicht sehr arg, es ging leicht. Und die paar Kugeln, welche uns die beiden Wachen nachschickten, fanden den Weg zu uns im Dunkel nicht. Wenn sie nun nur nicht etwa von drüben auch zu kartätschen anfangen?

Aber die Franzosen schossen offensichtlich überhaupt nicht in den Fluß, sondern hinüber. Sie wußten, daß immer noch einzelne Nachzügler die Oise überquerten.

Mit einem tiefen Aufatmer kamen wir drüben an Land und sofort ins Gebüsch des Forêt d'Ourcamp, wo wir nach etwa sechshundert Schritten auf den ersten französischen Vorposten stießen. Saved, gerettet!...

Das war ein hartes Stück Arbeit gewesen, verdammt nochmal, und wir schlugen mehr tot als lebendig ins weiche Moos hin. Zudem spürten wir nun doch die Kälte unserer nassen Lumpen am Leibe. Dafür stanken sie wenigstens nicht mehr nach der Jauchegrube von Copenax.

Beim Morgengrauen sind wir angelangt, — eine Stunde später weg in der Höhle ob Lassigny, und die Reise wäre ziemlich sicher schief gegangen.

Der Clive Bell, — ein Prachtker! . . .

Vorerst lagen wir so eine halbe Stunde im Moos. Dann hieß es, wir müßten mit dem Vorposten zurück, da er eingezogen werde. In der weiten Ecke zwischen Bois de Carlepont und Forêt d'Ourscamp verließen wir den schönen Wald und gingen nach Carlepont hinein, querfeldein, zwischen vielen Bombentrichtern durch.

Das stattliche Dorf war arg zerschossen. In einem Unterstand nahe der Kirche residierte ein französischer Oberst und machte große Augen, als wir vor ihm erschienen: Ah, Engländer? Nicht Reißaus genommen, meine Herren?

Da fuhr ihm aber Jérôme Clinchard schön über's lose Maul: Herr Oberst, — diese Leute haben mir das Leben gerettet! Wir kommen aus dem Bois de Thièscourt, und haben für Sie verschiedene Nachrichten. Zuerst aber wollen wir endlich einmal anständig futtern, sonst hauen wir gleich weiter ab, und werden schon jemanden finden, Herr Oberst, der keine dumme Schnauze führt! ...

So ungefähr sprach Clinchard, und der Erfolg war geradezu verblüffend: Sofort erhielten wir ein ordentliches Frühstück und konnten uns sogar an einem Feuer die Lumpen trocknen, während der Oberst aufmerksam Clinchard's eingehende Berichte entgegennahm und einem Adjutanten eifrig das Wichtigste davon diktierte. Alle paar Minuten mußte dann dieser seine Notizen per Telefon nach hinten durchgeben; das dauerte bis gegen zehn Uhr vormittags.

Schließlich erhielten wir Befehl, unter Führung eines französischen Sergeanten nach Tracy-le-Val hinüber zu marschieren; dort würden uns weitere Weisungen erteilt. Auf Wiedersehen, meine Herren! ...

In Tracy-le-Val erwartete uns ein französischer Camion mit dem Auftrag, nach Compiègne hineinzufahren. Dabei sollten wir im Forêt de Laigue nach links abbiegen, um den kleinen Umweg zum berühmten Carrefour de l'Armistice, zum Waffenstillstands-Eisenbahnwagen des Marschalls Foch zu



machen und uns diesen glorreichsten Platz der ganzen Gegend im Vorbeigehen rasch anzusehen!...

... einen oder zwei Tage, bevor die Deutschen dort herankamen! Am 10. Juni 1940, Sir!

Es war ganz interessant, soweit, und heute bin ich stolz darauf, einer der letzten Engländer gewesen zu sein, die sich diese historische Stätte aus dem letzten Weltkrieg nochmals besahen, kurz bevor sie durch Hitler persönlich betreten und darauf liquidiert wurde.

In Compiègne sollten wir uns bei irgendeinem Stabe melden, — doch der war unterdessen ausgeflogen! Denn seit einer guten Stunde schien dort unten alles verrückt zu sein: Die Deutschen kommen!...

In der Tat setzte nun im Zuge der großen Schlacht um Frankreich die deutsche Offensive auch an der Oise mit aller Macht ein, so daß sich die Franzosen nicht mehr halten konnten. Es hieß: Zurück!...

Unser Chauffeur hatte zwar Befehl, von Compiègne aus sofort nach Carlepont zurückzufahren. Aber erstens war das unterdessen schlechthin unmöglich geworden, weil die Straße durch das Forêt de Laigue und der ganze Wald nach den eingehenden Berichten unter deutschem Beschuß lag; zweitens hatte der Fahrer auch gar keine Lust, mit seinem Wagen irgendwo bei einem deutschen Stab zu landen; und drittens schließlich fuhr jetzt ohnedies alles, was nur Räder hatte, von Compiègne weg nach Süden, mit dem Ziele Crépy und sogar schon Meaux. Da meinte Jérôme Clinchard zu seinem Landsmann am Volant: Eh bien, Copain, was machen wir da? Wir sollen doch beim Stabe so und so melden, daß wir hier sind, oder nicht? Was meinst du dazu?...

Der Fahrer grinste nur verschmitzt und stimmte scheinheilig zu: Natürlich! So lautet mein Befehl, — da läßt sich nichts dagegen machen. Und wenn der verdammte Stab nicht mehr in Compiègne sitzt, dann müssen wir ihn eben suchen. Fahren wir mal ebenfalls nach Meaux hinauf, was? Vielleicht ist er schon dort?...

In Meaux kamen wir erst gegen Mitternacht auf den 11. Juni an. Es ging im Schnecken tempo, eingekleilt zwischen eine fahrende Feldküche vor uns und eine Batterie hinter uns. Sechzehnmal insgesamt hatten wir Fliegerangriff gehabt. Mein Oliver Tweed war beim vierten derselben durch einen Splitter in den linken Oberarm verletzt worden. Unseren Belgier, — Piet Termuys hieß er! — traf's beim zwölften derart vor die Brust, daß ihm der Atem auf immer verging. Und als wir in Meaux endlich ausluden, da blieb einer von Leutnant Shearer's verbliebenen Leuten sitzen, wir mochten ihn schütteln, soviel wir wollten. Ebenfalls weg! Wann und wieso wußten wir nicht, sondern meinten die ganze Zeit, er schlafe nur.

Der Stab, den wir suchten, war auch nicht in Meaux. Vielleicht in Coulommiers, hieß es; oder in Orléans; oder in Bordeaux, — fährt am besten gleich nach Bordeaux!

Da wurde Clinchard wütend und fauchte den Spötter an: Mach doch keine blöden Witze! Merde...

Zu futtern kriegten wir aus der fahrenden Feldküche vor uns: Heißes Heublumentee und schimmeliges Brot. Aber wir aßen es, und sofften die Brühe.

Um drei Uhr fuhren wir weiter, da der Fahrer erklärte: Schweinerei! Mein Benzin reicht noch für knapp siebzig Kilometer. Dann können wir die Karre selber ziehen. Nun hocken wir in Meaux, — was sollen wir da? Vielleicht darauf warten, daß unser Stab aus Bordeaux zurückkommt? Merde, ... — ich fahre noch bis Chenoise hinter Provins. Dort ist mein Haus, ma chérie, mes gosses! Da stelle ich die Karre hin und warte auf die Boches, die verdammten, damit sie meine Leute in Ruhe lassen. Könnt mitfahren, wenn ihr wollt!...

Clinchard entgegnete irgend etwas, worauf der Chauffeur in weitem Bogen seinen Priem hinspuckte, die Achseln zuckte und aufstieg, ohne mehr zu sagen, als das obligate Zauberwort aller Franzosen in jeder blöden Situation: Merde... merde... merde...

Wir fuhren also wieder los. Ohne Clinchard. Doch nein, nach zwei, drei Sekunden hatte auch er sich's anders überlegt, rannte unserem anfahrenden Wagen nach und schwang sich mit Kraft ebenfalls noch herauf.

Die Fahrt ging langsam, denn auch hier waren wir in eine lange Kolonne aller möglichen und unmöglichen Gefährte eingeklemmt: die französische Bevölkerung floh nach Süden! Also auch hier das gleiche grauenvolle Elend bevorstehend, wie vor bald zwei Wochen in Flandern drunten?...

Um neun Uhr kamen wir nach Jouy-le-Château. Da flogen uns wieder die Fritzeken an: bumm, ramm-tamm-ramm, taktaktak!

Bomben und Maschinengewehre! Die Kolonne stand still. Man rannte auf's offene Feld und legte sich platt hin.

Viele blieben jedoch schon in den Karren und auf der Straße liegen. Das dauerte so seine fünf Minuten, bis die Göringgeier abzogen, offenbar befriedigt, für jetzt wenigstens. Abwehr war nirgends zu hören, und französische Flieger auch nicht zu sehen.

Mit einem Geschmack im Maul wie von verrottendem Tuch sprangen wir auf und zum Camion zurück. Da saßen schon sechs Zivilisten droben. Egal, — man rückt zusammen! Denn um vorwärts zu kommen, darum ging es jetzt, nichts sonst! Also los...

Aber der Car zog nicht an. Beschuß erhalten?

Es fehlte nichts als der Chauffeur. Der war draußen auf dem Felde liegen geblieben. Maschinengewehrfeuer hatte ihm den Rest besorgt! In Jouy-le-Château! Acht Kilometerchen von Chenoise, wo sein Haus stand und wo er seine Frau, seine Gossen vor den Deutschen schützen wollte.

... Das nennt man Pech, was?

Sofort sprang Clinchard ein und fuhr los. Auf irgendwelchen viert- und fünfklassigen Feldstraßen schaukelten wir voran, nach Nangis. Zum seekrank werden! Aber es hatte doch den Vorteil, daß man rascher voran kam und anderer-

seits die Schwabinger es nicht der Mühe wert hielten, auf uns Jagd zu machen.

In Nangis stoppte die Karre. Der Sprit war alle.

Clinchard zuckte die Achseln, verschwand in irgendeiner Seitengasse, und kam nach einer halben Stunde mit zwei Gallonen zu je dreißig Liter zurück.

Ehe wir jedoch losfahren konnten, surrten die Fridolins wieder über uns herein und ließen wie üblich Dreck ab. Es traf auch unsern Camion tödlich. Außerdem blieb Clinchard ohne Beine liegen. William Trenton vermißte sein rechtes Ohr und die große Zehe des linken Fußes. Sonst war alles in Ordnung.

Man zählte den 11. Juni, nachmittags.

30.

Da wir nun wieder unter uns waren, — Oliver Tweed, William Trenton, der feine Clive Bell und ich von der alten Firma Chester Co. Limited; und dazu die letzten dreie von Leutnant Shearer's Leuten aus der Höhle ob Lassigny, nämlich Francis Gordon, Walt Yarrow, und Henry Silk! — da wir jetzt wieder selber zusehen mußten, wie wir weiter kamen, beschloß ich, mit meinen Leuten nach Paris zu fahren, per Bahn!

Wir zogen also los, zum Bahnhof Nangis, ... — umsonst: Zusammengeschossen! Und Züge fahren keine mehr. Denn die Deutschen rückten angeblich schon an die Hauptstadt Frankreichs heran ...

Also dann eben nach Süden, und wenn's nicht anders ging, zu Fuß! Dagegen protestierte nun freilich William Trenton, wegen der fehlenden großen Zehe.

Da wußte wiederum Clive Bell den richtigen Ausweg: Ohne lange hin und her zu fragen, ging er hin, requirierte irgendwo einen hohen Zweiräderkarren samt Pferd, Modell französische Armee, und so deichselten wir selbsiebt auf unserer Kutsche

über Villeneuve nach Montereau hinunter, an der Seine, bei ihrem Zusammenfluß mit der Yonne. Dort kamen wir abends nach dem Einnachten an und wären auch noch hinüber gefahren. Aber die Brücke flog leider schon vorher in die Luft. Zudem waren wir wirklich hundemüde, und hungrig auch. Außerdem schmerzten uns die verschiedenen Wunden, — meine Pfote zum Beispiel war von der blöden Explosion unserer Pulverkarre vor Coudekerken her so hoch angeschwollen und vereitert, als trüge ich einen Boxhandschuh. Wir suchten also erst einmal eine Knochenschlosserei, wo man uns denn auch ordentlich aufschnitt und verband. Dann wurde gleich nebenan gefuttert, und zwar sozusagen fürstlich: Pommes-frites, Sir, Pommes-frites! Und Kutteln in Essig! Als Dessert Eingemachtes! Ein dicker Curé, der leidlich Englisch verstand, war nämlich unser Gastgeber und servierte sogar fabelhaften Wein, Burgunder, Jahrgang 1912, in staubigen Flaschen, eine ganze Batterie! Dazu Zigaretten, soviel wir wollten, und zwar Marke Luxus! Die Herren französischen Curés scheinen sich auf solche Sächelchen zu verstehen...

Schlafen konnten wir ebenfalls bei Monsieur le Curé, denn er verfügte über insgesamt acht Gastbetten.

Haben Sie eine Ahnung, Sir, was das für uns hieß: Betten!

Wo wir uns doch jeweils schon fast wie Erzengel fühlten, wenn's nur wieder einmal Stroh gab, und ein Dach über der Nase, geschweige denn Betten!

Am anderen Morgen, den 12. Juni 1940, wurde uns nochmals ein fürstliches Frühstück anserviert: Café complet, mit Butter, Cheese, echtem Honig, Zucker und schön weißem Brot, fast wie aus Hostienmehl.

Dann schenkte Monsieur le Curé noch jedem von uns gleich fünf Paketchen seiner feinen Glimmstengel und entließ uns mit den besten Wünschen für uns, für Frankreich und für Englands Endsieg! Victoire! Victory, ... — wir werden es schon schaffen, nicht wahr?

Nun, diesen Glauben wollten wir ihm ja nicht zerstören, denn schließlich lebte auch in uns immer noch die Ueber-

zeugung, daß einmal die Wende kommen müsse. Und wenn es nicht das Marne-Wunder sein sollte, dann doch hoffentlich ein Mirakel an der Seine! ...

Vorläufig allerdings war von einem solchen Mirakel weniger zu spüren, als von einem scheußlichen Spektakel. Wir erschrakten richtig über die Unmassen französischer Truppen, welche sich über Nacht in Montereau angesammelt hatten. Nun standen sie zu Tausenden am Flußufer und starteten hinüber. Was sahen sie dort?

Auch wir starteten hinüber. Doch merkten wir nicht, was gemeint sei, bis plötzlich ein französischer Oberleutnant zu mir herantrat: British Soldiers? ...

... Zu Befehl, Herr Oberleutnant: Unteroffizier Chester mit sechs Mann, auf dem Rückzug von Dünkirchen herauf! Der Frenchman schnitt eine Grimasse und grinste: Glauben Sie das im Ernste selbst?

... Zu Befehl, Herr Oberleutnant, — es ist Tatsache. Seit dem 4. Juni unterwegs, über Copenpax—Andruiop—Licques — Harlettes — Drionville—Thérouanne—Auchy—Anvin—St. Pol — Frévent—Doullens—Contay—Corbie—Bouchoir—Roye—Lassigny—Carlepont—Compiègne—Crépy—Meaux—Coulommiers—Nangis—Montereau... Genügt Ihnen diese Routenangabe?

Nun grinste der Frenchman nicht mehr, sondern gab uns allen sieben das Pfötchen. Dann fragte er bescheiden: Kann jemand von Ihren Leuten gut schwimmen? ...

Diesmal war die Reihe an uns, zu grinsen: Darin, natürlich im Schwimmen, hatten wir nun immerhin so einige Uebung, schon von Dünkirchen, und zuletzt noch von der Gegend ob Lassigny her.

Da deutete mir der Oberleutnant auf einige Kähne, welche blödsinnigerweise jenseits des Flusses lägen, statt hier. Ob man nicht einen davon herüberholen könnte, da auch die Brücke weg sei? ...

Herrjeh, also darum glotzten die Biester über den Fluß, wie gesottene Karpfen?

Und sogleich rissen wir uns die Lumpen herunter, um die Kähne herüberzuholen, ohne nachher den ganzen Tag im nassen Zeug herumzulaufen! Dann sssst! und angefangen zu kraulen. Bald freilich merkten wir, warum sie nicht gerne selbst hinüber geschwommen waren: Diese Wirbel zogen ja ganz gottvergessen an einem herum, und nicht viel hätte gefehlt, so wäre gar unser feiner Bell weggesackt. Aber Francis Gordon, ein Riese von Gestalt, riß ihn noch rechtzeitig aus dem gefährlichen Quirl wieder hoch, und so gelangten wir sämtlich heil hinüber. Banden die ersten drei Kähne los, und fuhren sie zurück, während wir Bell zur Sicherheit drüben ließen.

Hurra, tönte es vom nördlichen Ufer, als wir anstießen, und wie die Wilden stürzten sich gleich dreißig Mann in den ersten Kahn, so daß er innert einer halben Minute absank. Ich mußte mir den Bauch halten, vor Vergnügen einerseits und vor Wut anderseits. Nun aber kam mein Oberleutnant von vorhin und schuf mit der Reitpeitsche Ordnung, wobei er im Eifer sogar mir eins über die Backe zog. Die verrückten Kerle mußten ihm das abgesunkene Schiff vom Grund heraufholen und hatten eine ordentliche Arbeit damit. In die andern beiden Kähne wurden wir Engländer und je zehn Franzosen kommandiert, nachdem wir wieder in unsere Hemden und Uniformen geschlüpft waren. Dann stießen wir ab, hinüber. Drüben banden sie auch die übrigen Schiffchen los und wir fuhren nochmals zurück, luden ein, und wiederum ab. So ging's nun hin und her, wobei uns die Franzosen baten, immer wieder mitzukommen. Offenbar trauten sie sich's nicht recht zu, allein zu rudern?

Etwa zweihundert Fahrten hin und her hatten wir bis gegen Abend so gemacht und mit vierzehn Booten rund dreißig-, jawohl, Sir, rund dreißigtausend Mann herübergelobt! Und noch standen fast ebenso viele in Montereau.

Alles Mögliche war unterdessen nachgekommen: Soldaten, Unteroffiziere, und Leutnants ungezählt; höhere Tiere die Menge, bis zu Obersten hinauf, und sogar ein Divisionsgeneral,

wie es hieß. Walt Yarrow soll ihn übergesetzt haben. Nun waren wir bei Gott ordentlich müde und meinten, es genüge uns für heute. Noch eine Fahrt hin und zurück, — dann blieben wir drüben!

All right! ...

Auf der Seite von Montereau sagten wir das dem Oberleutnant, der dort immer noch mit hingebendem Eifer für Ordnung sorgte, und er begriff uns. Selbstverständlich, unsere Leute sollen Sie jetzt ablösen!

Auf der Fahrt zurück, — damned: tak-tak-tak-tak begann es da plötzlic von oben herab: Fliegerfritze, Stukas! Im nächsten Augenblick sausten wir aus unsern Kähnen in die Flut und schwammen hinüber. Viele Frenchmen ebenfalls. Andere dagegen blieben im Schiffchen, die einen tot, etliche lebendig, ziemlich viele ziemlich arg getroffen. Wir dagegen, wir schwammen, kamen heil hinüber. Und hatten nun wirklich für heute endgültig genug. Dazu nun doch wieder nasse Lumpen ...

Ich legte mich unter einen Baum am jenseitigen Ufer, zu müde, um jetzt gleich weiter zu zotten. Meine Leute lagen auch da. Und wir beratschlagten, ob wir nicht noch diese Nacht abziehen sollten? Zu Fuß? ...

Da kamen schon wieder die Fliegerfritze: Modell Junkers, Dornier und Messerschmitt!

Grausam donnerten in Montereau drüben die Einschläge, und gleich schon auch auf unserer Seite der Seine.

Wir sahen durch die Zweige unseres Baumdachs hinauf. Da, — take care! Gebt acht! Jetzt kommt so ein Koffer gleich senkrecht auf uns herunter! ...

... eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, bumm-bumm! Sieben Meter neben uns, — schlecht gezielt, Fridolin! Das war alles, was ich damals gedacht habe. Dann überschüttete uns ziemlich viel Dreck die Visagen. Gemacht jedoch hat's keinem von uns etwas. Drüben dagegen gab's ein schauriges Geschrei. Fünf Poilus tot, siebzehn tödlich verwundet, und ein Haufen sonst schwer!



Achtung, — wieder eine! One, two, three, four, five, six, seven, eight, — täck! ... Nichts weiter ...

... — hhhhhhhhhhh—hhhhhhhhhh ...

Siebzig Zentimeter neben mir, vierzig Zentimeter neben Henry Silk war die Bombe in den lockeren Boden gesaust, und nicht kriecht, Sir; nicht kre—piert, nicht kriecht! Wieso weiß ich nicht, — aber sie war tatsächlich nicht kriecht. Erst die nächste wieder, die aber schon ihre zwanzig Meter weiter unten einschlug. Wiederum mit einem Dutzend Toten als Effekt, und Verwundeten, ich weiß nicht wievielen. Dann nochmals ihre zwanzig Meter flußabwärts das gleiche Spiel.

Dann gab es für heute Ruhe. Die verschiedenen Modelle des sehr ehrenwerten Mister Hermann Göring verzogen sich in Richtung West-Nordwest, Richtung Paris.

Wir dagegen schlugen uns Richtung Süd-Südost in die Büsche. Montereau wurde uns wahrhaftig zu ungemütlich.

Sogar die vorhin noch unerträgliche Müdigkeit in allen Knochen war restlos weg, und auch William Trenton erhob diesmal keinen Einspruch von wegen großer Zehe.

Nur fort, querfeldein, die ganze Nacht, bis wir morgens bei Andämmern des 13. Juli in einem Wäldchen vor Chéroy liegenblieben.

31.

Als wir von Clive Bell geweckt wurden, stand die Sonne schon fast im Zenith über unserem Laubdach.

Chief, wandte er sich an mich, — ich habe da drüben etwas ausgekundschaftet. Wir können nicht zu Fuß weiter, denn das geht zu langsam. Wagen sind auch nicht aufzutreiben. Aber da drüben in einem Stalle stehen vier Pferde. Leute nirgends mehr. Die Tiere gehen also entweder ohnedies drauf, oder dann fallen sie den Deutschen in die Hände. Außerdem steht ein Schlitten drüben.

Holen wir uns die Sachen heran? Es sind nur fünf Minuten Weges, und irgendwie hilft uns das Zeug weiter!

... Selbstverständlich, Bell!

Und wir holten uns die Sachen herüber, samt sonst noch einigen brauchbaren Dingen, worunter auch zwei ganz großartige Schinken.

Selbst Zaumzeug für ein Pferd war da.

Und auf dem Schlitten hatten wir alle sieben zur Not gerade Platz, — also würden wir bei Anbruch der Nacht per Schlitten über die Wiesen und Aecker fahren, so gut es eben ging. Bis dahin aber weiter schlafen. Nur einer sollte jeweils Wache halten.

Nach mir traf's hierfür dem Alphabete nach Bell, Gordon, Silk, Trenton, Tweed, und zuletzt Yarrow.

Um neun Uhr fuhren wir los, — eine ziemlich holprige Fahrt, aber dennoch rascher als zu Fuß. Nur würden wohl die Kufen nicht sehr lange hinhalten. Und wenn die Deutschen schon in der Nähe sein sollten, verriet uns womöglich das Pferdegetrappel? ... — Merde!

Trotzdem voran, immer voran, und alle Stunden das Pferd gewechselt! So gelangten wir bis zum Morgen des 14. Juni immerhin ungeschoren nach Montargis hinüber, weil uns unterwegs ein anderer Flüchtling mit Automobil erklärte, wir müßten nach Südwesten halten; die Deutschen seien soeben nach Sens vorgestoßen.

Vor Montargis legten wir uns wieder in einen Wald und ließen die Pferde frei laufen, da der Schlitten alle war. Die guten Rößlein geloppierten laut wiehernnd gleich wieder dahin zurück, woher wir soeben kamen. Vielleicht fanden sie bis in ihr Heim zurück, wer weiß? Denn Pferde sind sehr klug, Sir, — oft klüger als wir Biester von der Species homo sapiens, Marke Abendland!

Diesmal schliefen wir aber nicht sehr lange, sondern schon um halb fünf Uhr früh weckte uns Maschinengewehrfeuer und Motorensurren: Also müssen französische Truppen in der Nähe sein, denen das gilt! Und richtig, — drüben auf der Straße von Sens her jagten sie wie toll nach Montargis hinein, verfolgt von drei Stukas: taktaktaktaktak ... Ebenso begann

es jetzt auch rechts von uns, auf der Route von Nemours her. Wir saßen also hübsch im spitzen Winkel drin und konnten zusehn, wie wir uns da noch durchlisten würden, ohne entweder den Deutschen in die Hände zu fallen, oder von den Franzosen niedergefahren zu werden!

Da brüllte es plötzlich hinter uns: Halt! Hände hoch! ... Auf Französisch! Und zwanzig Mann in französischer Uniform rückten uns mir nichts dir nichts mit gefällten Bajonetten an den Leib!

Wir mußten trotz unserer Verblüffung lachen. Ein dicker Major trat vor und erklärte uns für verhaftet. Und faselte irgend etwas von Cinquième Colonne!

Ach so, da stach ihn der Floh? Nun, das würden wir ja sehr rasch aufgeklärt haben. Ich trat also vor und fragte zunächst einmal: Speak you english, Sir? Do you? Parlez-vous anglais, mon Major? ...

Der aber funkelte mich nur wütend an und fauchte: Cinquième Colonne! Verhaftet! ...

Und tatsächlich nahmen uns fofort je zwei seiner tapferen Bajonetteure zwischen sich, wobei sie es sogar für nötig hielten, uns unsanft umherzustoßen. Dann ging's schnurstracks nach Montargis hinein, ins Cachot. Alle Proteste unsererseits nützten nicht.

Schöne Schweinerei das, — Merde!

Aber Clive Bell, der übrigens gut Französisch verstand, meinte gelassen: Nur gemacht, Kameraden, so rasch geht das selbst in Frankreich nicht, obwohl sie offenbar schon alle den Kopf verloren haben! Laßt mich nachher machen, — ich werde es dem Lümmel-Major noch beibringen, daß er zeit- lebens daran denken wird. Ich habe nämlich das gleiche Theater mit einigen andern Kameraden schon einmal erlebt, vor etwa vierzehn Tagen in der Nähe von Maubeuge ... Verliert die Nerven nicht, denn die werden uns nun innert längstens drei Stunden zur standrechtlichen Hinrichtung her- ausholen. Vorher aber machen sie noch so etwas wie eine Gerichtsverhandlung.

In der Tat wurden wir sieben armen Sünder nach einer Stunde vor den dicken Major geführt. Er sah furchtbar aufgeplustert aus und hatte einen spindeldürren Schreiberling neben sich. Und begann das Verhör: Ihr seid von der fünften Kolonne, — die Beweise dafür liegen vor!

... Pardon, Major, fiel ihm Bell ins Wort, ... Schweige, du Schweinehund! ...

Nun aber hätten Sie Bells Stimme hören sollen, Sir! Das war schon keine menschliche Stimme mehr, sondern viel eher wie das Gebrüll eines hungrigen Dschungellöwen: Major, — als Untertanen Seiner Majestät König Georgs VI. von Großbritannien verlangen wir, daß sofort der nächste Königlich Britische Konsul verständigt wird ...

Das machte den dicken Pluster doch ein bißchen unsicher; er begann zu überlegen. Dann aber faßte er wieder Mut und befahl kaltschnauzig: Abführen! In einer Stunde erschießen! ...

Darauf verbeugte sich Clive Bell höflich und sagte nur: Ihre Soldaten da, Herr Major, sind dafür Zeugen, daß Sie uns nicht anhören wollten. Sie werden das vorm Kriegsgericht verantworten müssen, mein Herr. Der Königlich Britische Konsul in Nevers erwartet uns nämlich heute abend. Sie können sich darüber telefonisch erkundigen. Notieren Sie sich bitte unsere Namen: Unteroffizier Chester; Gefreite Oliver Tweed und William Trenton; außerdem Clive Bell, Francis Gordon, Henry Silk und Walt Yarrow, alle aus England. Wir stehen zu Ihrer Verfügung ...

Natürlich hatte sich der Major nichts notiert. Wohl aber sein Schreiber, der ihm das Blatt mit unseren Namen vor die Nase schob, während wir nach Bells Beispiel unsere Erkennungszeichen hinhielten, damit sie vergleichen konnten. Der Schreiber sah sie alle an und nickte: Es stimmt ... Dann wurden wir abgeführt.

Nach einer weiteren Stunde holten sie uns heraus, und wir mußten unter schwerer militärischer Bedeckung zum Wald zurückmarschieren, wo sie uns morgens aufgegriffen hatten.

Es wurde also kritisch, Sir. Aber Clive Bell grinste nur und fragte plötzlich laut: Soldaten, wann kommt der britische Konsul? Hat man ihm telefoniert? ... .. keine Antwort!

Nach zwanzig Schritten die gleiche Frage: Wann kommt der Königlich Britische Konsul? Hat man ihm telefoniert? Und so immer wieder dasselbe, nach je zwanzig Schritten. Am Waldrand angelangt, befahl uns der Major totenbleich, wir müßten uns mit dem Gesicht gegen die Bäume gerichtet in je zwei Schritt Abstand hinstellen. Hinter uns placierte er sein Peloton.

Clive Bell grinste noch immer und fragte zum letztenmal in seinem monotonen Tonfall: Wann kommt der Königlich Britische Konsul? Hat man ihm telefoniert, Kameraden?

Uns allerdings, das kann ich Ihnen schon sagen, Sir, war nun doch so allmählich nicht mehr geheuer zumute, und jetzt noch träume ich immer wieder diese verdammte Standrechtsgeschichte aufs neue in allen ihren Einzelheiten durch.

Der Pluster-Major kommandierte: Alles bereit?

Und dann mit kreischender Stimme: Achtung! ... Feuer!

... tück! Alle vierzehn Schuß schön sauber auf einen Schlag.

Und ich dachte: Finished! ...

Das war alles, Sir, dieses Finished, fertig!

Aber ich spürte nichts davon, nirgends, und erstaunt drehte ich mich um. Die andern ebenfalls.

... und Clive Bell sagte zu den französischen Soldaten des Pelotons: Kameraden, — ihr habt eurem Herrn Major das Leben gerettet. Führt uns jetzt nach Montargis zurück, der Königlich Britische Konsul kann unterdessen dort eingetroffen sein! ...

Der Major begann zu toben. Doch die Poilus kümmerten sich auch nicht den kleinsten Deut darum, sondern bedeuteten uns, wir sollten ihnen vorangehen.

Ihre Nerven hatten ob Clive Bells ständig wiederholter Frage nach dem Königlich Britischen Konsul versagt, so daß sie sich in stillschweigender Solidarität darauf verlegten, zwischen uns hindurch zu schießen.

Beschwingten Schrittes gingen wir querfeldein zurück, während der Major fluchend und zeternd hinterher zottete.

Da kamen zur Abwechslung auch noch die Fridoline wieder angefliegen, so daß wir uns platt legen mußten. Sie hatten es jedoch nicht auf uns abgesehen, sondern stießen nach Südwesten vor.

In Mortargis war natürlich kein britischer Konsul angekommen. Wohl aber Bericht aus Nevers, daß man uns unter keinen Umständen ein Haar krümmen sollte, sondern wir wären sofort per Camion dorthin zu überführen, wenn nötig unter scharfer französischer Bedeckung. Des Majors dünner Schreiber hatte von sich aus angeläutet und wollte uns soeben einen fahrenden Meldegänger in den Wald hinaus nachschicken, um die Hinrichtung wenn irgend möglich noch zu verhindern. Er wäre allerdings reichlich zu spät gekommen. Aber immerhin ...

Der Major machte ziemlich blöde Augen, als er diesen Bescheid erhielt, und verschwand darauf stillschweigend, ohne sich bei uns auch nur mit einem Wort zu entschuldigen. Doch legten wir auch nicht viel Wert darauf.

Bevor man losfuhr, wurden wir gepflegt. Und zwar sehr gut. Es gab die reinste Henkersmahlzeit ...

Dann ratterte ein Camion heran, und wir stiegen auf. Im Schutze unseres Pelotons. Los! ...

Sehr rasch ging freilich die Fahrt nicht vorwärts, denn schon waren sämtliche Straßen und Wege von Tausenden mühsam vorgehender Flüchtlinge, von Tausenden zurückflutender Poilus, von Zehntausenden gehetzter Menschen und Tiere aller Art verstopft. Und wo französische Truppen marschierten, funkten immer wieder die Fridoline unbarmherzig drein, so daß wohl gut zwei Drittel ihrer verschiedenen Gattungen Wagen irgendwo liegenblieben.

Vorerst ging's in Richtung Châteaurenard-Douchy, weil es hieß, die direkte Straße Montargis-Nevers über Briare sei vollständig zusammenbombardiert und unpassierbar.

In Douchy wollte unser Chauffeur selbstverständlich nach rechts abschwanken, um über Charny—St. Amand—Doncy an unser Ziel zu gelangen. Aber auch das erwies sich als unmöglich. Zudem hieß es, die Deutschen seien seit zwei Stunden in Nevers, von Orléans her! Merde . . .

. . . sollten wir nach Montargis zurück?

Doch wenn die Boches in Nevers sind, dann sind sie sicher auch schon in Montargis. Kommt also gar nicht in Frage. Das einzig richtige: Geradeaus weiter, nach Senan—Auxerre, und wenn möglich nach Dijon, um von dort aus ins Rhônetal zu gelangen: Lyon, Marseille! En avant . . .

Die Fahrt bis Senan ging noch ziemlich glatt, abgesehen von zwei Fliegerangriffen, die uns jedoch weiter nichts anhatten, als daß am Camion die Kühlerhaube aufgerissen wurde, und einer vom französischen Peloton mit Bauchschuß hinten liegenblieb.

In Senan aber gab's Karambolage: Mit etwa fünfzig Stundenkilometer Fahrtempo rannte unsere Karre seitlich in den ersten deutschen Panzerwagen hinein, der von Joigny heraufgekommen war, an der Spitze einer ganzen Kolonne. Die gegenseitige Ueberraschung war groß. Das französische Peloton und wir sprangen aus und rannten zurück. Die Fritze schickten uns einige Salven nach, wobei sie zwölf der unsrigen, nämlich zehn Poilus sowie Walt Yarrow und Henry Silk umlegten. Wir übrigen Engländer entwischten, während die verbliebenen Franzosen ihre Karste weggeworfen und die Hände erhoben hatten, um sich zu ergeben.

. . . and now, und nun, Boys? fragte ich, als wir nach einem tollen Rennen im Dickicht eines nahen Wäldchens verschwunden waren. Was sollen wir jetzt wieder beginnen? Wohl am besten vorerst die Nacht abwarten. Das Reisen bei Tage bekommt uns offensichtlich nicht gerade gut!

Die andern waren gleicher Ansicht.

Also legten wir uns am Rande einer ziemlich tiefen Bachschlucht ins Niederholz, bereit, bei jeder Gefahr sofort hinter uns in die Senke abzufegen.

Dort lagen wir bis gegen elf Uhr nachts, am 14. Juni 1940. Dann krochen wir heraus, langsam, behutsam, nach rechts und links und vorne sichernd. Clive Bell immer an der Spitze, — er war nun sozusagen verantwortlicher Geschäftsführer bei Chester Co. Limited, dem sogar ich, der Seniorchef, mich unterordnete.

Wir gelangten abwechslungsweise liegend, kriechend und gehend bis in die Gegend von Toucy an der Ouanne und hofften schon, uns vielleicht wieder einmal schwimmend zu salvieren, als wir den schönen Fluß im Mondlicht zu unsern Füßen hatten. Aber das Wasser floß nordwestwärts, mit ziemlicher Strömung, so daß wir kaum sehr lange hätten dagegen kraulen können. So setzten wir einfach über, um jenseits dem Fließchen entlang weiter zu schleichen. Das war nun nicht sehr gemütlich, weil man von drüben, oberhalb Toucy, von Zeit zu Zeit deutsche Kommandos hörte. Die Straße nach dem Dorfe Ouanne zog sich lange Stücke weit dem Wasser nach hinauf.

Diese Begleitmusik ging uns rasch auf die Nerven, und wir verzogen uns nach rechts in die Felder gegen Le Deffand hin. Dann hinter diesem Dorfe hindurch, und wieder südwärts bis vor Lainsecq ...

... — da stand plötzlich eine deutsche Patrouille von fünf Mann vor uns und übernahm das Kommando: Halt! Hände hoch! ...

Sofort durchsuchten sie beim Scheine aufblitzender Blendlichter unsere Taschen und unser Lederzeug nach Waffen und Munition; doch diese Dinge hatten wir in verschiedenen Etappen schon längst abgelegt.

Dabei stellten sie mit sichtlichem Erstaunen fest: Das sind ja Engländer, Herr Leutnant! Fünf ausgewachsene Tommies hier oben mitten in Frankreich ...

Und sie schraubten uns auch die Papiere sowie das Geld ab, das wir noch bei uns trugen. Doch gab uns der Leutnant genaue Quittungen darüber. Meine Brieftasche enthielt 83 Pfund Sterling in Noten und etwas belangloses französ-



sisches Papiergeld. Das war ärgerlich, Sir! Ich könnte es jetzt sehr gut gebrauchen ...

Die verdammten Fritze nahmen uns nach Courson hinüber mit. Zu Fuß natürlich, in ziemlichem Marschtempo. Aber sie waren anständig und unterhielten sich nur spärlich beim Marschieren.

Nach einer guten Stunde langten wir dort an und wurden einem Hauptmann vorgestellt, der uns in gutem Englisch ansprach: Pech gehabt, meine Herren? Nun, das kann im Kriege jedem mal begegnen; grämen Sie sich deswegen nicht! Im übrigen: Wie kommen Sie denn eigentlich hier herauf? Da war es nun an mir, Bescheid zu sagen. Ich meldete mich also mit meinen Leuten:

... Herr Hauptmann, Unteroffizier Chester, mit vier Mann Seiner Britischen Majestät, auf dem Rückzug von Dünkirchen! Hauptmann Fritze sah mich ironisch an und meinte:

... Wann waren Sie denn das letztmal in Dünkirchen? Vor einem Jahre oder so, was?

... Zu Befehl, Herr Hauptmann: am 3. Juni 1940! Und am 4. Juni zogen wir los, als uns Ihre Flieger das letzte Schiff in den Grund gebohrt hatten; wenn Sie vielleicht über eine Karte Frankreichs verfügen, kann ich Ihnen unsere Rückzugsroute genau zeigen: Dünkirchen—Coppenax—Andruiop—Licques—Harlettes—Drionville—Thérouanne—Auchy—Anvin—St. Pol—Frévent—Doullens—Contay—Corbie—Bouchoir—Roye—Lassigny ...

... da unterbrach er mich lachend und breitete tatsächlich eine große Karte vor uns aus: Soviel französische Geographie weiß ich selbst nicht auswendig, Mister Chester! Das müssen Sie mir tatsächlich nochmals zeigen!

Und ich zeigte es ihm, so genau als immer möglich, unter eingehender Erzählung unserer ganzen Odyssee. Dabei gelang es mir ziemlich rasch, mich zu orientieren, wo wir eigentlich ungefähr steckten, und ich stellte fest, daß es schätzungsweise noch etwa 300 Kilometerchen Luftlinie bis nach Pontarlier hinüber sein konnte. Dann kam die Schweizer Grenze ...

Auch meine Kameraden schielten mit großem Interesse auf die ausgebreitete Karte, während ich dem deutschen Häuptling weiter und weiter erklärte: Zwischen Lassigny und Carlepont kreuzten wir die damalige deutsch-französische Front an der Oise, wobei sich uns Francis Gordon anschloß. Dann ging es nach Compiègne—Crépy—Meaux ... und so weiter und so weiter, Sir; ich will Ihnen das jetzt nicht alles wiederholen. Nach einer knappen Stunde Berichtens kam ich richtig auch auf seiner schönen Karte in Courson an, und hatte mir unterdessen die Gegend zwischen Nevers und der Schweiz ziemlich genau eingepreßt. Denn daß sie uns vorerst nach Nevers vorschieben würden, war kaum zu bezweifeln; in diesem gottverdammten Courson gab es sicher kein Gefangenenlager!...

Der deutsche Hauptmann meinte schließlich, während er die Karte wieder zusammenfaltete: Alle Achtung, Mister Chester, und auch für Ihre Leute da, — eine anständige Leistung! Tut mir wirklich selber leid, daß Sie nun doch noch Pech gehabt haben. Aber keine Bange, Sie sollen es bei uns so gut haben, wie das immer angeht. Dafür stehe ich Ihnen als Offizier der Deutschen Wehrmacht ein. Und sehr lange wird es ja wohl nicht mehr andauern. Sie wissen doch, daß Paris seit gestern in unsern Händen ist?

... nein, das wußten wir noch nicht!

Wie vermutet, durften wir nun vorerst in einer zusammengeschossenen Scheune zu rund vierhundert französischen Gefangenen hineinhocken. Dort trafen wir die beiden Poilus von unserem Peloton wieder, welche sich nach der Karambolage in Senan ergeben hatten.

Das dauerte über den ganzen Tag und auch noch die Nacht auf den 17. Juni 1940.

Zu futtern gab es nicht gerade viel. Aber immerhin Brot. Und am Montag vormittags hieß es richtig: Auf! Debout! In Viererkolonnen antreten. Vorwärts — marsch!

So zotteten wir los, nach Nevers, rund achtzig Kilometer weit, mit allen Umwegen. Denn die schönen direkten Haupt-

straßen waren selbstverständlich für den deutschen Vormarsch und Nachschub freizuhalten.

Das dauerte einen Tag, eine halbe Nacht, und nach einigen Stunden Freiluftschlaf nochmals einen halben Tag. Nicht gerade die bequemste Sache, obwohl wir nun wenigstens vor den Fliegerfritzen endlich sicher waren.

Und auch die deutschen Begleitmannschaften führten sich anständig auf; nichts von Gewehrkolbenstößen und Schädel einschlagen, — man hatte uns da früher wirklich die tollsten Dinge vorgeschwatzt, über diese verdammte Hunnenpest von deutschen Gefangenenwachen!

Daß sie uns nicht gerade Liebeslieder sangen, war ja auch nicht zu erwarten, und beruhte auf Gegenseitigkeit.

Nachmittags halb drei Uhr zogen wir in unser Camp ein.

Vor Nevers draußen: Ein riesiger ehemaliger Pflanzgarten, rings mit Stacheldrahtgehegen umgeben!

Der Raum war trotzdem ordentlich eng für alle die Leute. Aber man arrangierte sich eben.

Abends gab es Essen: Gemüsesuppe! . . .

Genau genommen hätte sie vielleicht für jeden gereicht. Aber infolge irgendeines Rechenfehlers bei den Poilus blieb für uns fünf Engländer nichts mehr übrig.

Das gleiche Spiel wiederholte sich andern Tags beim Frühstück: Die Poilus erhielten Milchkaffee und Brot. Wir fünf Engländer dagegen schoben unsern Kohldampf weiter.

Mittags: Für die Poilus Bohnensuppe, Pataten und heißen Spatz, samt irgendeinem Gemüse; für uns Briten dagegen Nothing. . . .

Abends: Für die Poilus nochmals Bohnensuppe, Pataten und warmen Tee; für His Majesty's Soldiers steifen, kalten Kohldampf . . .

Das konnte ja gemütlich werden, wenn das so weiter ging! Ich beschloß daher, auszurücken und fragte Clive Bell, ob er und die andern mitkämen?

Clive kratzte sich bedenklich in den Haaren und meinte schließlich, es scheine ihm hoffnungslos. Seiner Ansicht schlossen sich auch Tweed, Trenton und Gordon an: To difficult, zu schwer; wohin denn? Ganz Frankreich ist doch schon in deutscher Hand, und ein Streifen sogar in italienischer!

...Switzerland?...

Oh, denk dir was dazu: dreihundert Kilometer, quer durch die deutsche Besetzung? Unmöglich!

Und wie willst du nur schon hier durch diesen Stacheldraht schlüpfen? Die Deutschen schießen nämlich sofort scharf. Dann hast du die Musik...

...meint ihr wirklich? Wirklich nichts zu machen? So kann das doch auch nicht weitergehen, ohne Fraß, bei den verdammten Poilus! Ich habe arges Bauchgrimmen!

...Wir auch, Chief! Und morgen werden wir entweder was kriegen, oder dann gibt's Radau. Löwenstimme, verstehst du, wie beim Verhör in Montargis!

Und wie von irgendeiner Tarantel gestochen, gleichsam um sich für morgen ein bißchen zu trainieren, brüllte Bell gleich einmal los: OOOO—UUUUUU—AIIII—AAAAAAA!...

Das tönte nun wirklich schaurig durch die hereingebrochene Nacht und verursachte ein Urwald-Echo, als wären gleich zehntausend Büffel in Brunst. Hunderte von Gefangenen versuchten sogleich den Ruf nachzuahmen. Und die deutschen Wachen rannten wie verrückt mit ihren Gewehren vor den Lagerausgang, in der Meinung wohl, daß dort ein Durchbruch zu erwarten sei. Es fielen sogar einzelne Schüsse, und harte Kommandos durchschnitten wie Peitschenhiebe die Luft.

... da schlüpfte ich unter dem Stacheldraht weg, durch eine Grabenvertiefung, welche zu wenig gesichert worden war, und die ich schon nachmittags ins Auge gefaßt hatte. Ade auf Nimmer-Wiedersehn ...

Das war das Werk von zehn Sekunden. Dann auf und in rasendem Galopp über die nächsten Äcker, über eine Mauer, und nochmals eine; dann ein Wasserlauf, eine Dammböschung,

sechshundert Schritte Acker mit Kartoffelkraut oder etwas Ähnlichem; schließlich ein Roggenfeld und dahinter Wald, dichter, dunkler Wald mit viel Niederholz und bösen Dornenranken, die mich mehrmals umlegten . . .

. . . egal, nur weiter, weiter, während sich hinten das Urwelt-Gebrüll der zehntausend brünstigen Bisons allmählich in der Ferne verlor!

Es war gelungen, ohne daß mir jemand nachsetzte. Bis zum angrauenden Morgen des 20. Juni rannte, schlich, kroch und rannte ich wieder, um dann endlich in den Ruinen eines zusammengeschossenen Bauernhauses einsam in offener Waldlichtung unterzukriechen, in der Gegend nordwestlich Château-Chinon.

Das war ein gespenstischer Unterschlupf: Alles totenstill; der Stall eingestürzt und ebenso die Hälfte des Hauses; auf der Westseite jedoch noch intakt. Und mitten in den Trümmern die Überreste eines abgeschossenen französischen Bombenflugzeugs, dessen todbringende Last beim Aufprall die Verwüstung angerichtet hatte.

Unten zwei Stuben und eine schwarze Küche. Darüber ein Schlafzimmer mit zwei Betten, rot-weiß bezogen. Auf dem einen derselben lag eine Frau: tot . . .

Auf dem andern zwei Mädchen von dreizehn, vierzehn Jahren: ebenfalls beide tot . . .

Nur eine kleine Wanduhr tickte weiter.

Von der Küche aus führte eine Treppe in den Keller. Dort unten stand rechts eine Reihe großer Weinfässer. Im Hintergrund aber hockte ein grauhaariger Bauer mit Stoppelbart und wasserblauen Augen. Rauchte seine Pfeife, und starrte mich voller Entsetzen an. Ohne sich zu regen.

Ich suchte mein bißchen Französisch zusammen, um ihn zu beruhigen: Pas peur, je suis Anglais, à la fuite . . .

Er lallte verständnislos: . . . à la fuite, les Anglais, oui, à la fuite . . .

Ou sont les Boches? wollte ich wissen?

Da nahm er seine Pfeife aus dem Munde, hob sie hoch über

sich, und zog in weiter Runde einen Kreis: . . . partout, partout les boches!

. . . rien à manger ici? Nichts zu essen hier?

Wiederum deutete er mit seiner Pfeife nach oben: Cuisine!

Da winkte ich ihm, mit mir herauf zu kommen. Mechanisch erhob er sich, trottete daher, und stieg hinter mir wieder in die Küche hinauf. Dort suchte er mir Brot, Speck und guten Landwein zusammen, sowie Besteck. Denn auch das schöne englische Militärmesser hatten uns die Deutschen in Courson abgehängt.

Schweigend sah mir der Bauer zu, während ich aß.

Als ich genug hatte, deutete er auf meine Uniform: Pas bien, ça! Das ist nicht gut für die Flucht! . . .

. . . Donnerwetter, daran hatte ich wirklich nicht gedacht; wenn ich Zivilkleider erhalten könnte . . .

Ich fragte: Haben Sie was anderes? Ich gebe Ihnen meine Uniform, feiner Stoff!

Wortlos erhob er sich und schlurfte ins Schlafzimmer mit seinen Toten hinauf. Nach einer guten Viertelstunde kam er zurück, mit den Lumpen über seinem Arm, in welchen ich hier bei Ihnen angerückt bin, Sir! Eine verschlissene, fadenscheinige graue Flanellhose, starrend vor Schmutz; ein grobes Bauernhemd, auch nicht sauberer; eine grüne Schärpe statt Hosenträgern; und einen zerrissenen Rock . . .

. . . obwohl mich vorerst beinahe ekelte, zog ich dennoch sofort meine königlich britische Uniform aus. Alles bis auf die Haut. Dann in die grausigen Lumpen! Es ging . . .

Es war zwar schade, und ich hatte doch ein wenig Gewissensbisse: Darfst du denn die Uniform ablegen, ohne Erlaubnis? Aber schließlich, was wollen Sie, . . . — wenn's darum geht, entweder durchzukommen oder nicht, dann wirft man schließlich jedes Bedenken hinter sich.

Meine Sachen schob ich dem Bauern zu. Der aber nahm nur die Schuhe; alles andere trug er in den Keller hinunter und zündete es an. Er mochte Recht haben . . .

Statt meiner festen britischen Militärbottinen überließ er mir ein Paar scheußlich ausgetretene Bastpantinen. Wie sie die französischen Bauern tragen.

Auch meine Erkennungsmarke nahm ich ab. Sie flog in die Jauchegrube; dort werden sie die Deutschen ja nicht gleich suchen gehen.

Schließlich, um doch auch noch ein bißchen dem Luxus zu frönen, klaubte er aus irgendeiner Schublade diese zer-schlissene Leder-Brieftasche hervor, worin sich sogar die Carte d'identité eines Monsieur Jean Jacques Dutôt aus . . . ausgerechnet aus Doubs bei Pontarlier befand. Das sei nur eine Wegstunde von der Schweizergrenze entfernt! Jean Jacques Dutôt sei sein Knecht gewesen und wohl gefallen. Die letzte Nachricht wäre im April gekommen, aus Sedan. Ob ich wisse, wo das sei?

. . . Sedan? . . . — haben wir genossen, Monsieur!

Und den guten Jean Jacques nirgends angetroffen? Er war genau so groß wie Sie, und hatte dieselben Haare . . . Leider aber konnte ich mich nicht erinnern.

Allmählich taute so der Bauer auf, und fragte mich endlich, ob ich ihm noch einen Gefallen tun würde?

. . . selbstverständlich, gern: was soll es sein? Wenn es in meiner Macht liegt, gerne!

Wiederum deutete er wortlos mit der Pfeife ob sich.

Ich verstand ihn.

Selbzeit zogen wir aus den Trümmern der Scheune das nötige Werkzeug hervor, um darauf etwa zwanzig Meter neben dem Hause unter drei schönen Blutbuchen ein Grab für seine tote Frau und die beiden Kinder auszuheben.

Selbzeit trugen wir sie hinaus und bestatteten die unglücklichen Opfer dieses sinnlosen Krieges, wobei der Bauer seinen Lieben jedem ein kleines katholisches Heiligenbildchen zwischen die steifen Finger steckte, bevor wir sie eindeckten.

Selbzeit zimmerten wir aus groben Ästen drei schlichte Birkenholzkreuze und pflanzten sie auf die drei Gräber: das

größte für seine Frau in der Mitte, die beiden andern zu beiden Seiten für die Kinder.

Unterdessen war es Abend geworden. Nochmals stellte er mir zu essen auf und aß nun sogar selber etwas weniges mit. Er schien den Rank wieder zu finden.

Ich bat ihn noch um seine Adresse und versprach ihm, so bald als irgend möglich Bericht an ihn zu geben, ob ich heil hinübergekommen sei. Dann wollte ich aufbrechen. Er jedoch bedeutete mir, noch einen Augenblick zu warten.

Was wollte er wohl von mir?

Es dauerte ziemlich lange, bis er aus dem eingestürzten Stall ein nicht gerade ganz neues, aber doch noch fahr-tüchtiges Velo hervorgezogen hatte: Gehörte Jean Jacques, meinem Knecht. Fahren Sie damit bis Doubs und bringen Sie es seiner Mutter zurück, — Madame Jeannette Dutôt-Briean, Doubs, bei Pontarlier! Mit einem Gruß von mir, von Pierre Colbert. Das genügt. Aber richtig besorgen, was!

Und dann gehen Sie die Stunde bis zur Schweizer Grenze zu Fuß, immer nach Osten, immer nach Osten. Mein Großvater hat mir das oft erzählt, — er war bei den Bourbakis, Anno siebzig! Und hat immer gesagt: Vive la Suisse! Noch in seinem hohen Alter immer wieder zu uns Jungen: Vive la Suisse! Denn sie waren gut zu den Bourbakis, drüben in der Schweiz. Und sagen sollen Sie zu Madame Dutôt noch: wenn sie wolle, nach dem Krieg, könne sie zu mir herüberziehen, — mit Jean Jacques, falls er doch noch zurückkommen wird. Sagen Sie ihr das!

Darauf verabschiedete ich mich von dem wackeren Mann mit einem herzlichen Händedruck, und fuhr das schmale Bauernweglein entlang, welches sich von seinem Haus zum Walde hinzog und sich dort im Dunkel verlor. Vor der Ein-fahrt in den Wald sah ich nochmals zurück und winkte.

Er winkte, glaube ich, ebenfalls . . .

Das war Pierre Colbert, Sir; ein französischer Bauer.



Das Bauernsträßchen führte schnurgerade durch den Wald und mündete jenseits desselben auf einen Fahrweg nach Ost und West. Ich bog nach Osten ab.

Am andern Morgen, dem 21. Juni, gegen acht Uhr kam ich nach Châlons-sur-Saône, das voller deutschen Militärs war. Aber sie kümmerten sich nicht um mich, sondern schienen es nur darauf abgesehen zu haben, vorwärts zu kommen, nach Süden! Aus einer ausgehängten Zeitung entnahm ich, daß Frankreich um Waffenstillstand gebeten haben mußte. Damned, — dann aber nichts wie los! Denn in Frankreich bleiben, als Engländer, nach alledem, ... — niemals! Nur mit größter Mühe glückte es mir nach zweistündigen immer wieder vergeblichen Versuchen, den deutschen Vormarsch durch die Stadt zu kreuzen. Weiter!

In drei Stunden Fahrt gelangte ich nach Lons-le-Saunier. Auch da deutscher Vormarsch, fast nicht zu kreuzen. Sonst hingegen kümmerte sich niemand um mich.

Um drei Uhr nachmittags war ich endlich durch.

Weiter, weiter, weiter ...

Selbstverständlich wäre es unmöglich gewesen, auf dem nächsten Weg über Poligny und Salins nach Pontarlier zu kommen, — man hätte den Deutschen entgegenfahren müssen! Also denn hinten herum, zuerst einmal bis nach Saint-Laurent hinüber. Dort war es fünf Uhr abends.

Und noch etwa fünfzehn Kilometer bis zum nächsten Punkt der Schweizergrenze, in der Luftlinie!

Aber die Berge, der Jura! Schon nach Saint-Laurent hinauf ging es manchmal fast nicht mehr ...

Deutsche traf man hier noch keine.

Ich fragte einen Alten: Pontarlier? ... — und wies dazu mit dem Arm in irgendeine Richtung. Er schüttelte den Kopf und zeigte nach Nord-Osten.

Im gleichen Augenblick fuhr ein französischer Militärlastwagen auf den Platz, hielt an, lud den Alten und mich auf,

ohne uns zu fragen, und weiter. Mein Fahrrad, das Velo des Knechtes Jean Jacques Dutôt blieb einfach auf der Straße liegen, in Saint-Laurent.

In rasendem Tempo fuhr der Car das Juratal hinan und dann wieder abwärts, immerzu abwärts. In einigen kleinen Dörfern wurden ebenfalls noch Leute eingeholt. Viele waren ja nicht mehr dort, — die meisten schon längst in die nahe benachbarte Schweiz hinübergeflüchtet, als es hieß, die Deutschen kämen heran.

Um sieben Uhr fuhren wir über die Brücke von Pontarlier, und abends acht Uhr null-fünf des 21. Juni 1940, dem fünf- und vierzigsten Tage seit meiner Einschreibung auf dem Rekrutierungs-Office zu Canterbury, hielten wir vor der Schweizer Grenze bei Les Verrières im Neuenburger Jura an, genau an der gleichen Stelle, wo Anno 1871 die französischen Bourbakis übergetreten waren.

Links zog sich das Geleise einer Bahnlinie nach Osten hin, ziemlich parallel zu unserer Anfahrtstraße. Rechts vorne stand ein sauberes weißgetünchtes Haus, mit weithin sichtbarer Aufschrift: Schweizer Zollposten Les Verrières! und da, wo die französisch-schweizerische Grenze durchgeht, waren Soldaten in eigenartig grün-grauen Uniformen und schöngeschwungenen Stahlhelmen damit beschäftigt, die herankommenden Flüchtlinge in Empfang zu nehmen und nach irgendeinem Plan zu verteilen.

Neben der Straße lagen riesige Haufen französischer Ordonnanzgewehre und sonstiger Ausrüstungsgegenstände, den vielen Tausenden französischer, polnischer, und wie es hieß, sogar tschechischer Soldaten abgenommen, welche im Verlaufe des eben entwindenden Tages hier herangekommen und interniert worden waren.

Ob man uns hinüberließ? ...

... pochenden Herzens stellten sich die sechzehn Menschen auf unserem Camion diese Frage: Wir waren ja alle in Zivil, keine Soldaten, denen man Waffen abnehmen und die man dann internieren konnte! Einzig ich ...

Der Fahrer unseres Cars beruhigte seine Landsleute: Keine Sorge! Man wird euch durchlassen, — die Schweizerische Regierung hat Weisung erteilt, allen Flüchtlingen, die aus Frankreich kommend an ihrer Grenze um Einlaß nachsuchen, diesen zu gewähren und ihnen nach Kräften behilflich zu sein. Wie Anno siebzig, und wie zur Zeit des Weltkriegs, vor fünfundzwanzig Jahren! Nur Geduld, und guten Mut, ... vive la Suisse!

Die bekümmerten Alten auf dem Wagen stimmten mit tränenerstickter Stimme in den Ruf des Schofförs ein...

... aber ich? Wie würde es mir ergehen? Als Engländer? Nun würde es sich erst zeigen, ob mir die Flucht aus dem gefallenen Dünkirchen wirklich gelungen sei...

— — — — —

Sie war gelungen... — gelungen, Sir!

Wir wurden herübergelassen und mußten sofort Bescheid über Namen und Herkunft geben, einer um den andern von den Insassen unseres Cars. Zuletzt ich!

... Do you speak english, Sir? fragte ich den Schweizer Offizier mit klopfendem Herzen und jagendem Puls.

Erstaunt blickte er auf und fragte zurück: Pardon, — are you a British? ...

... Yes Sir, — escaped from Dunkerque! Von Dünkirchen durch ganz Frankreich bis hierher zurückgeschlichen. Darf ich nicht übertreten, wie die Franzosen?

... Oh doch, gewiß, — aber nicht als Zivilflüchtling! Gemäß den Vorschriften unserer Regierung und in Uebereinstimmung mit den bestehenden völkerrechtlichen Bestimmungen diesbezüglich müssen wir alle übertretenden männlichen Personen im militärtauglichen Alter nach den gleichen Grundsätzen behandeln wie Soldaten. Wir müssen Sie also internieren, Sir!

... I can't return to France, ich kann nicht mehr nach Frankreich zurück, Herr Hauptmann! Internieren Sie mich in Gottes Namen, — ich bin ja auch wirklich Soldat, und habe nur die Uniform abgelegt, um unerkannt den deutschen Vor-

marsch kreuzen zu können. Internieren Sie mich also, und verständigen Sie bitte das nächste Britische Konsulat!

... I can't return to France...

So kam ich in die Schweiz, und soll nun hier als Internierter das Ende des Krieges abwarten. Das Ende des Krieges zwischen Deutschland und dem Vereinigten Königreich Großbritannien, Sir, because I am a British! Weil ich ein Engländer bin...

... — wie lange wird das dauern?

Eine Woche? Zwei Monate? Drei Jahre? ...

... — das ist ja Wahnsinn, Sir!





